

Berufsverband
Deutscher Psychologinnen
und Psychologen e.V.
(Hrsg.)

Familien
in Deutschland

Herausgeber
Vorstand des Berufsverbandes
Deutscher Psychologinnen
und Psychologen e.V. (BDP)
Bundesgeschäftsstelle
Am Köllnischen Park 2,
10179 Berlin

Bandherausgeber
Klaus A. Schneewind, München

Hauptgeschäftsführer
Dipl.-Psych. Armin Traute

T 030 20 91 66 - 600
F 030 20 91 66 - 680
www.bdp-verband.de
info@bdp-verband.de

*Verantwortlich im Sinne
des Presserechts*
Dipl.-Psych. Carola Brücher-Albers
Präsidentin des BDP

*Hinweis der Redaktion: Im Bericht wird im
Interesse der Lesbarkeit überwiegend die
männliche Form verwendet. Gemeint sind aber in
jedem Fall die Vertreter beiderlei Geschlechts.*



Berufsverband
Deutscher
Psychologinnen
und Psychologen

**Psychologie
Gesellschaft Politik – 2009**

**FAMILIEN
IN DEUTSCHLAND
BEITRÄGE AUS
FAMILIENPSYCHOLOGISCHER
SICHT**

Bibliografische Information der
Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-931589-89-9

Verlag

Deutscher Psychologen Verlag GmbH, Berlin

Satz/Layout

WOGÉ-design, Wolfgang Gebhardt, Berlin

Druck

druckhaus köthen GmbH, Köthen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes in der jeweils
geltenden Fassung ist ohne Zustimmung des
Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Alle Rechte vorbehalten

© 2009 Deutscher Psychologen Verlag GmbH
Printed in Germany

ISBN 978-3-931589-89-9

Besuchen Sie uns im Internet:
www.psychologenverlag.de

VORWORT

Carola Brücher-Albers

9

1. FAMILIENKONSTELLATIONEN

AUS PSYCHOLOGISCHER PERSPEKTIVE

12

Klaus A. Schneewind

1.1	Familienpsychologie: Profil einer anwendungsorientierten Disziplin	12
1.1.1	Was ist Familie	12
1.1.1.1	Familie aus der Sicht der amtlichen Statistik und der Bevölkerung	12
1.1.1.2	Familie als Beziehungssystem	14
1.1.2.	Gegenstand und Aufgaben der Familienpsychologie	15
1.1.3	Das Kerngeschäft der Familienpsychologie	16
1.1.3.1	Paarbeziehungen	17
1.1.3.2	Eltern-Kind-Beziehungen	17
1.1.3.3	Geschwisterbeziehungen	18
1.1.3.4	Mehrgenerationale Beziehungen	19
1.1.4	Schlussbemerkung	20

Peter Kaiser

1.2.	Familienbeziehungen und Familientherapie unter mehrgenerationaler Perspektive	24
1.2.1	Einleitung	24
1.2.2	Die Bandbreite des familialen Erbes	24
1.2.3	Schlussfolgerungen für Beratung und Prävention	27

Haci-Halil Uslucan

1.3	Erziehung in Migrantenfamilien: Entwicklungs- und erziehungspsychologische Perspektiven	30
1.3.1	Einleitung	30
1.3.2	Erziehung in Migrantenfamilien	31
1.3.3	Methodische Bedenken	34

Marina Rupp, Pia Bergold, Andrea Dürnberger

1.4	Kinder in gleichgeschlechtlichen Paarbeziehungen	36
1.4.1	Einleitung	36
1.4.2.	Leibliche Kinder	36
1.4.2.1	Leibliche Kinder aus früheren heterosexuellen Beziehungen	37
1.4.2.2	Leibliche Kinder aus der aktuellen Partnerschaft	37
1.4.3	Aufnahme fremder Kinder in die Familie	38

**2. FAMILIE, KARRIERE, KINDER –
DIE ZENTRALEN ENTWICKLUNGSAUFGABEN 41**

Klaus A. Schneewind, Christian Reeb

2.1. Vereinbarkeit von Familie und Beruf: Welchen Beitrag leisten Familien?	41
2.1.1 Zur Relevanz der Vereinbarkeit von Familie und Beruf	41
2.1.2 Akteure und Aufgaben einer gelingenden Vereinbarkeitsgestaltung	42
2.1.3 Adaptive Strategien von Doppelverdienerfamilien zur Vereinbarkeitsgestaltung	42

Monika Fixemer, Inka Saldecki-Bleck, Sigrid Hopf

2.2. Last but not least: Frauen und Familie im Alltagsumfeld	46
2.2.1 Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus der Sicht von Frauen	46
2.2.2 Entwicklungsvoraussetzungen	47
2.2.3 Psychische Gesundheit in der Familie und das soziale Umfeld	47
2.2.4 Einfluss von Medien auf die Familie	48
2.2.5 Spezielle Bedingungen Alleinerziehender	48
2.2.6 Verschärfte Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt vor allem für Frauen – Auswirkungen auf die Familie	48
2.2.7 Gewalt gegen Frauen – Auswirkungen auf die Familie	49

**3 PSYCHOLOGISCHE PRÄVENTIONS- UND
INTERVENTIONSKONZEPTE FÜR FAMILIÄRE REALITÄTEN 52**

Fabienne Becker-Stoll, Julia Berkic, Anna Spindler

3.1. Wege zur Stärkung von Eltern-Kind-Beziehungen – Eine Herausforderung von Anfang an	52
3.1.1 Einleitung	52
3.1.2 Komponenten elterlicher Kompetenzen	53
3.1.3 Feinfühligkeit als zentrale Elternkompetenz	53
3.1.4 Ist Feinfühligkeit erlernbar	53
3.1.5 Best-Practice-Beispiele zur Verbesserung der Elternkompetenz	54
3.1.6 Wellcome	54
3.1.7 Safe	54
3.1.8 Freiheit in Grenzen I, II, III	54
3.1.9 Familienteam-Profi	55

	Christoph Käppler	
3.2	Klinische Familienpsychologie – Grundverständnis und Anwendungsperspektiven am Beispiel von Vernachlässigung und Gewalt	58
3.2.1	Zur Charakterisierung der Klinischen Familienpsychologie	58
3.2.2	Familienbezogene Diagnostik	59
3.2.3	Fallvignette	59
3.2.4	Familienbezogene Interventionen	61
3.2.4.1	Psychoedukation	61
3.2.4.2	Eltern- bzw. Erziehungstraining	61
3.2.4.3	Multisystemische Therapie	62
	Arist von Schlippe	
3.3	Familienberatung und -therapie: Innovative Konzepte für nachhaltige Veränderungen	64
3.3.1	Familientherapie und systemisches Denken	64
3.3.2	Intervention	66
	Martin Schmidt, Cornelia Ulrich	
3.4	Paare im Kontext von Forschung und Therapie: Ein systemisches Paartherapiemodell	69
3.4.1	Einleitung	69
3.4.2	Paar- und Partnerprobleme	70
3.4.3	Prävention und Therapie	70
3.4.4	Ein Modell systemischer Paartherapie	71
3.4.4.1	Basisannahmen	71
3.4.4.2	Ablauf und Methoden	72
3.4.5	Ausblick	73
4.	EMPFEHLUNGEN DES BDP	75
	VERZEICHNIS DER AUTORINNEN UND AUTOREN	79

VORWORT

Was kann die Psychologie, was können Psychologen durch die Erkenntnisse der Familienpsychologie für unsere Gesellschaft leisten, bezogen auf ein gelingendes Aufwachsen von Kindern in den unterschiedlichsten Familienformen und bezogen auf die in diesen Familien lebenden Erwachsenen und ihre deren Gesundheit?

Beim Thema „Familien“ geht es um fundamentale menschliche Beziehungen, um ganz verschiedene Bilder und Vorstellungen von Familie und dem, was Menschen darunter verstehen bzw. verstehen möchten. Eine Familie durch eine Eheschließung oder lebenslange Partnerschaft aufzubauen und zu erhalten, in ihr ähnlich glücklich zu sein wie in der eigenen Herkunftsfamilie oder womöglich glücklicher – das stellt eine zentrale Wunschvorstellung von Heranwachsenden dar. Bei vielen bleibt es eine „Vorstellung“, aus der im weiteren Lebensverlauf keine stabil erlebte Wirklichkeit wird. Das beweist die dramatisch gestiegene Zahl der Scheidungen von Ehen mit und ohne Kinder.

Die Regierungspolitik hat sich nach dem 2. Weltkrieg wiederholt familienpolitischen Fragen zugewandt. Zuletzt tat dies die Bundesregierung in diesem Jahr mit dem 8. Familienbericht, der eine Fülle von aktuellen Analysen, Daten und Handlungsmodellen enthält. Selbst konservative Kreise öffnen sich allem Anschein nach den Auswirkungen gelebter moderner Paarbeziehungen, neuen Mustern von Elternschaft und sich wandelnden Rollenmustern. Es scheint auf den ersten Blick unerheblich, ob damit „nur“ die ökonomische Zukunft unserer Gesellschaft gerettet werden soll oder ob tiefere Einsichten dahinter stehen.

Ein zweiter Blick ist unseres Erachtens vonnöten, der die Menschen in den Mittelpunkt stellt, die stark verunsichert sind – angesichts eher zunehmender ökonomischer Krisen und angesichts von medial vermittelten kontroversen Erlebens- und Verhaltensmustern in menschlichen Beziehungen. Der vorliegende Themenband soll diesen zweiten Blick ermöglichen. Er soll zeigen, wie es Menschen gelingen kann, sich sowohl in der Herkunftsfamilie als auch in der selbst gegründeten Familie oder einer Partnerschaft wohl und geborgen zu fühlen, und wie sie es schaffen können, eigenen oder fremden Kindern ein Vorbild für gelungene Partnerschaft zu sein.

Dazu werden Best-Practice-Modelle dargestellt und psychoedukative Möglichkeiten angesprochen. Menschen sind lernfähige, auf die soziale Beziehung ausgerichtete Individuen. Diese Tatsache lässt sich nutzen, sodass die Übernahme von Verantwortung in Familienrollen leichter wird und die Wunschvorstellung von Geborgenheit und gemeinsamen glücklichen Momenten in der Familie und Partnerschaft besser in die Wirklichkeit übertragen werden kann.

Allerdings gibt es belastende und überfordernde familiäre Lebenswirklichkeiten und Beziehungskonstellationen, die Gesundheit und Wohlbefinden beeinträchtigen. Psychologen sehen sich diesen in ihrer täglichen Arbeit gegenüber. Der Band geht deshalb auch auf Faktoren ein, die Paare daran

hindern, den gesellschaftlichen Erwartungen an die idealen Eltern und an die von ihnen gefälligst zu schaffenden positiven Entwicklungsbedingungen für die nächsten Generationen entsprechen zu können (z.B. Kompetenzdefizite in der Kommunikation von Paaren). Psychologische Kompetenzen von Erwachsenen in der Zwei- oder Mehrgenerationenfamilie beeinflussen die psychische und soziale Entwicklung der nächsten Generation. Der Prozentsatz derjenigen, die scheitern oder immer wieder um positive partnerschaftliche Lebensabschnitte kämpfen müssen, ist zu groß, als dass die Gesellschaft insgesamt das Scheitern nur dem Individuum und seiner Verantwortung zuordnen kann. Unser Wirtschaftssystem kann es sich nicht mehr leisten, Beschäftigte mit Erziehungs- oder Pflegeaufgaben und damit verbundenen psychischen Anforderungen allein für ihre Lebenssituation verantwortlich zu machen und ihnen dabei wenig oder sogar keine Unterstützung in ihren oftmals überfordernden Familiensituationen zu geben.

Die Psychologie muss allerdings damit leben, dass sie in kaum einem anderen Gegenstandsbereich so wenige Verallgemeinerungen oder Vorschriften für Individuen hinsichtlich ihrer Lebensgestaltung anbieten kann wie in dem System Familie. Es geht aus psychologischer Sicht beispielsweise nicht um die gesellschaftliche oder ökonomische Funktion von Familie oder um eine einzige Form von Familienstrukturen, sondern um den Aufbau von sozialen Beziehungen in einer besonderen Gruppe von Menschen, die einander in einer umfassenden Intimität begegnen. Über die Funktion dieser Primärgruppe, in die wir hineingeboren werden, ist im Verlaufe unserer gesellschaftlichen Entwicklung immer wieder neu gestritten worden.

Die Komplexität des sozialen Systems Familie erfordert eine differenzierte und interdisziplinäre Betrachtungsweise. Forschungsergebnisse der Familienpsychologie und Sichtweisen aus der psychologischen Anwendungspraxis bieten Denk- und Handlungsmodelle. Diese sollten weit mehr als bisher genutzt werden. Dieser Band handelt von einer bunten Vielfalt von Familienwirklichkeiten, von den überwiegend heterosexuell orientierten Elternschaften bis zu den von Schwulen und Lesben gelebten „Regenbogenfamilien“ und den Patchworkfamilien. All diese Lebensformen können dazu beitragen, dass Menschen befähigt werden, den Anforderungen unserer gesellschaftlichen Wirklichkeiten gerecht zu werden. Unsere Gesellschaft braucht eine nächste Generationen von Menschen, die sich mit den Herausforderungen der erkennbaren ökonomischen und demografischen Entwicklungen psychologisch kompetent auseinandersetzen können. Die größten Chancen hierzu haben diejenigen, die über eine gute Bildung verfügen. Diese Beobachtung wird von der Familienpsychologie mit den bildungspolitischen Akteuren geteilt.

Im Verlauf des vorigen Jahrhunderts sind die Rollen von Frau und Mann durch die Forschung einer grundlegenden Analyse unterzogen wurden. Die Reflexion der Kriegereignisse in Europa, Asien, Afrika und Südamerika insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts führte zu mehrheitlich friedlichen gesellschaftlichen Umbrüchen wie z.B. der 68er-Bewegung in Deutschland. Der Wandel in den westlichen Rollen- und Familienbildern aufgrund der Anstöße durch die Emanzipationsbewegung ist jedoch mitnichten abgeschlossen; er wird im Dialog mit gesellschaftlich relevanten Institutionen wie den Kirchen und Parteien fortgesetzt und hat keineswegs jeden Winkel unserer Republik bereits erreicht. Er demonstriert die Entwicklungsmöglichkeiten von Menschen. Gleichzeitig zeigt er, wie langsam sich solche Wandlungsprozesse vollziehen, wenn Ängste und Verunsicherung im Hinblick auf das eigene Rollenspektrum im Spiel sind.

Verfestigte familiäre Verhaltens- und Erlebensmuster, die Probleme zwischen den Angehörigen entstehen lassen oder Problemlösungen verhindern, können durch eine mehrgenerationale psychologische Perspektive – zwar mühsam, aber doch erfolgreich – oftmals aufgebrochen werden.

Das und mehr leistet also die Familienpsychologie. Sie schaut auf Menschen aus einem Blickwinkel, der dem Wertesystem der Aufklärung des Abendlandes geschuldet ist, insbesondere der Wertschätzung der Unversehrtheit von Körper, Geist und Psyche. Familie hat diese Wertschätzung in primären Sozialisationsprozessen zu vermitteln und kann eine konstruktive Auseinandersetzung hierüber mit allen Generationen anstoßen. Familienpsychologie fragt nämlich: Von welchen Bildern von Familie, von welchen Wünschen der Menschen nach Nähe und Geborgenheit ist zu sprechen? Welche Faktoren tragen nicht zur Erfüllung dieser Wünsche bei, sondern hindern einzelne Menschen oder Paare daran, eine erfüllte Zweierbeziehung oder Elternschaft erleben zu können? Wie erreichen wir durch unsere fachlichen Kenntnisse auf dem Weg über die Schaffung positiver Bedingungen für psychische und soziale Entwicklungen gemeinsam mit Paaren und Eltern familiäre Lebensqualitäten, die es den Beteiligten ermöglichen, den gesellschaftlichen Erwartungen in ökonomischer wie demografischer Hinsicht gerecht zu werden?

Mein Dank geht an Klaus Schneewind, mit dem wir einen über die deutschen Grenzen hinaus bekannten und geschätzten Familienpsychologen als Band-Herausgeber gewinnen konnten. Er hat bei der Verleihung der Hugo-Münsterberg-Medaille für angewandte Psychologie im Herbst 2007 eher skeptisch über die Zukunft der Familienpsychologie in Deutschland gesprochen und sich in seiner Dankesrede vom BDP eine intensivere Interessenvertretung der Disziplin in der Öffentlichkeit gewünscht. Angesichts der Aktualität des Themas und seiner Bedeutung für die gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse hat der BDP dieses Anliegen mit der Herstellung des vorliegenden Bandes gern aufgegriffen. Klaus Schneewind und den von ihm gewonnenen Autoren ist es gelungen, einen Überblick über Erkenntnisse und Möglichkeiten der Familienpsychologie zu geben und Querverbindungen zur Familienpolitik aufzuzeigen. Auch ihnen allen gilt mein Dank.

Danken möchte ich aber auch den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in der Bundesgeschäftsstelle des BDP, insbesondere Armin Traute, Fredi Lang und Christa Schaffmann, ohne deren hauptamtliches Engagement dieses auf ehrenamtlicher Basis und ohne Forschungsgelder erstellte Werkstück nicht hätte hergestellt werden können.



Carola Brücher-Albers
Präsidentin des Berufsverbandes Deutscher Psychologinnen und Psychologen

1. FAMILIENKONSTELLATIONEN AUS PSYCHOLOGISCHER PERSPEKTIVE

KLAUS A. SCHNEEWIND

1.1 FAMILIENPSYCHOLOGIE: PROFIL EINER ANWENDUNGSORIENTIERTEN DISZIPLIN

Zusammenfassung

Ausgehend von einem Überblick über Definitionen von „Familie“ aus der Sicht der amtlichen Statistik und der Bevölkerung, wird ein für familienpsychologische Zwecke geeigneter Familienbegriff vorgeschlagen, der auf intra- und intergenerationale Beziehungen fokussiert. Vor diesem Hintergrund werden der Gegenstand und die Aufgaben der Familienpsychologie präzisiert. Im Anschluss daran wird das „Kerngeschäft“ der Familienpsychologie unter Bezug auf vier Beziehungskonstellationen (Paar-, Eltern-Kind-, Geschwister- und mehrgenerationale Beziehungen) näher beleuchtet. Dabei werden jeweils exemplarische Belege für wissenschaftlich fundierte Anwendungsmöglichkeiten familienpsychologischer Erkenntnisse vorgestellt. Abschließend wird auf die trotz der gesellschaftlichen Relevanz von Familienthemen fehlende Institutionalisierung der Familienpsychologie in Deutschland hingewiesen.

Schlagworte

Familiendefinitionen, familienpsychologische Grundlagenforschung, familienpsychologische Anwendungsforschung, familienorientierte Anwendungspraxis, Paarbeziehungen, Eltern-Kind-Beziehungen, Geschwisterbeziehungen, mehrgenerationale Beziehungen

1.1.1 Was ist Familie?

Beginnen wir gleich mit dem Schwierigsten, nämlich mit der Frage: „Was ist Familie?“ Irgendjemand hat einmal gesagt, dass diejenige Person, der es gelingt, eine umfassende und von allen akzeptierte Definition von Familie zu geben, einen Nobelpreis verdiene. Auch ohne diesen Anspruch vor Augen zu haben, sollen im Folgenden einige Überlegungen zu einem möglichst umfassenden und vor allem für psychologische Zwecke tauglichen Familienbegriff angestellt werden.

1.1.1.1 Familie aus der Sicht der amtlichen Statistik und der Bevölkerung

Es liegt nahe, zunächst einmal nach dem Familienbegriff Ausschau zu halten, der von der amtlichen Statistik im Rahmen des jährlich stattfindenden Mikrozensus (d.h. repräsentativer Erhebungen bei einer 1%-Stichprobe aller deutschen Haushalte mit ca. 390.000 Haushalten und 830.000 Menschen) Verwendung findet. Der statistische Familienbegriff ist zum einen haushaltsbezogen und orientiert sich zum anderen an der sogenannten Zwei-Generationen-Regel. Genauer: Familien im statistischen Sinne sind alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, d.h. Ehepaare, nicht eheliche (gegen- und gleichgeschlechtliche) Lebensgemeinschaften sowie alleinerziehende Mütter und Väter, die mit ihren leiblichen, Stief-, Pflege- und Adoptivkindern ohne Altersbegrenzung unter einem Dach leben. Im Jahre 2007 gab es nach dieser Definition in Deutschland 12,3 Millionen Familien, wobei in 8,6 Millionen Familien das jüngste Kind unter 18 Jahre und in 3,7 Millionen Familien über 18 Jahre alt war. 27% (oder 2,3 Millionen) der Familien mit Kindern unter 18 Jahren weisen einen Migrationshintergrund

auf (siehe hierzu den Beitrag von Uslucan in diesem Band). Die besonders intensiv untersuchte Gruppe der Familien mit Kindern unter 18 Jahren gliedert sich nach dem Familien-Report 2009 des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2009) bezüglich der Elterngeneration in die Teilgruppen a) Ehepaare (6,3 Millionen), b) Lebensgemeinschaften (insgesamt 675.000, die sich wiederum in 671.000 gegengeschlechtliche und 4.000 gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften aufteilen; zu Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern siehe den Beitrag von Rupp, Bergold & Dürnberger in diesem Band) sowie c) Alleinerziehende (1,6 Millionen).

Befragt man hingegen in repräsentativen Untersuchungen die Bevölkerung, was sie unter einer Familie versteht, ergibt sich ein etwas anderes Bild mit einem weiter gefassten Familienbegriff. So umfasst der Familienbegriff der Bevölkerung nach einer repräsentativen Untersuchung aus dem Jahre 2007 neben den in der amtlichen Statistik aufgeführten familialen Lebensformen mit 77% der Nennungen auch die Dreigenerationenfamilie (mit Großeltern, Eltern und Kindern) sowie Ehepaare ohne Kinder (32%), unverheiratet zusammenlebende Paare ohne Kinder (17%) und gleichgeschlechtliche Paare, die in einer festen Lebensgemeinschaft leben (13%) (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2009).

Ungeachtet der unterschiedlichen Lebensformen, die in der Bevölkerung unter dem Begriff „Familie“ zusammengefasst werden, stellt sich die Familie als der mit Abstand wichtigste Lebensbereich heraus. Nach dem Generationen-Barometer 2006 (Haumann, 2006) positionieren in der Gesamtbevölkerung 76% der Befragten die Familie an erster Stelle. Jeweils 8% nennen den Beruf bzw. den Freundeskreis als wichtigsten Lebensbereich, und für 4% stehen Hobbys und Interessen ganz oben an. Die restlichen 4% können sich nicht entscheiden oder wollen sich zu diesem Thema nicht äußern. Bemerkenswert ist dabei, dass diese Rangfolge – wenn auch mit unterschiedlichen Gewichtungen – bei einer Differenzierung nach Teilgruppen (z.B. junge, noch im Elternhaus lebende Menschen, Singles, Paare ohne Kinder, Elternpaare) erhalten bleibt. Hinzu kommt, dass der Zusammenhalt und die gegenseitige Unterstützung in den Familien über alle Altersgruppen hinweg nach dem Familienmonitor 2008 (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2008) mit hohen Zustimmungsraten einhergehen. Bestätigt wird dieser Befund auch durch die Ergebnisse des Datenreports 2008 der Bundeszentrale für politische Bildung (2008), aus dem hervorgeht, dass das „Familienleben“ nach der „Wohnung“ den zweithöchsten Zufriedenheitswert erhält, wobei auch hier bei einer Differenzierung nach Geschlecht, Alter und Bildung (und auch nach alten und neuen Bundesländern) kaum Unterschiede zu verzeichnen sind. Schließlich sei noch ein letzter Indikator genannt, der dafür zu sprechen scheint, dass es um das Familienleben in Deutschland gut bestellt ist. Wenn Jugendliche danach gefragt werden, ob sie – wenn sie später Kinder haben – diese genauso oder zumindest ungefähr so erziehen würden, wie ihre Eltern sie selbst erzogen haben, stimmen nach den Daten der Shell-Jugendstudie 2006 über 70% der Befragten dem zu (Langness, Leven & Hurrelmann, 2006). Und auch die Vorbildwirkung ihrer Herkunftsfamilie für ihr eigenes zukünftiges Familienleben wird von über 80% der Jugendlichen in mehr oder minder großem Umfang anerkannt (Scholz, Busch & Briedis, 2006). So gesehen scheint also alles weitgehend in Ordnung zu sein mit der Familie, so wie sie von der amtlichen Statistik definiert und von der Bevölkerung interpretiert wird.

Doch es gibt auch eine andere, weniger rosige Seite. So sind von 1960 bis 2006 die Ehescheidungen um 162% und die Anzahl der davon betroffenen Kinder um 122% gestiegen – und dies, obwohl die Zahl der Eheschließungen gleichermaßen rückläufig ist wie die Zahl der Kinder (Statistisches Bundesamt, 2008; eigene Berechnungen). Dass Trennungen und Scheidungen für alle Beteiligten mit mehr oder minder großen Belastungen verbunden sind, steht außer Zweifel, wobei bei diesem Familienübergang neben psychischen häufig auch ökonomische Belastungen entstehen. Letzteres trifft vor allem für Haus-

halte mit alleinerziehenden Eltern zu (2006 waren 60,5% von ihnen geschieden oder lebten getrennt), für die die Armutsgefährdungsquote ca. drei Mal höher ist als für Familien, in denen zwei Eltern mit vergleichbarer Kinderzahl in einem Haushalt zusammenleben (Statistisches Bundesamt, 2008).

Auch gibt es eine Reihe von Belegen dafür, dass trotz der oben genannten weitgehend positiv gefärbten Einschätzungen nicht alle Kinder und Jugendlichen von ihren Eltern ein vorteilhaftes Bild haben. So geben immerhin 15% der Jugendlichen an, dass ihre Herkunftsfamilie überhaupt kein Vorbild für die Familie sei, die sie später einmal selbst gründen wollen (Scholz, Busch & Briedis, 2006), und knappe 30% würden ihre Kinder anders oder ganz anders erziehen, als sie selbst von ihren Eltern erzogen wurden. Jugendliche aus einem Elternhaus mit geringen sozioökonomischen Ressourcen berichten am seltensten, dass sie gut mit ihren Eltern auskommen oder dass sie bei Konflikten in der Familie miteinander reden und gemeinsam zu einer Entscheidung kommen (Langness, Leven & Hurrelmann, 2006). Dazu passt, dass bei einer Gruppierung von Jugendlichen nach Wertetypen der als „hedonistisch-materialistisch“ beschriebene Typ, der sich u.a. durch eine geringe Familienorientierung auszeichnet und in einer breit angelegten Untersuchung von Reinmuth und Sturzbecher (2007) immerhin 19% aller Teilnehmerinnen und Teilnehmer an dieser Studie umfasste, im Vergleich zu allen anderen Wertetypen über deutlich mehr elterliche Restriktionen und Vernachlässigung berichtet. Zugleich bringen die Repräsentanten dieses Wertetyps mehr Schulunlust und Gewaltbereitschaft zum Ausdruck.

1.1.1.2 Familie als Beziehungssystem

Die zuletzt genannten Beispiele mögen veranschaulichen, dass es bei einem Versuch, dem Begriff von „Familie“ näher zu kommen, nicht nur um strukturelle Aspekte der Zusammensetzung von Familien geht, sondern insbesondere um die Qualität von Beziehungen, die sich als Vehikel für die Erfüllung bestimmter Zwecke erweisen. Um welche Zwecke es sich dabei handelt, wird im „Siebten Familienbericht der Bundesrepublik Deutschland“ spezifiziert. Mit Blick auf die Zukunftsfähigkeit einer Gesellschaft wie der der Bundesrepublik Deutschland steht zum einen die Produktion gemeinsamer Güter im Vordergrund, womit u.a. die Pflege und Sorge für die ältere Generation, die Bereitstellung einer ausreichenden Kinderzahl und die Erziehung und Bildung von Kindern gemeint sind. Zum anderen geht es um die Produktion privater Güter, d.h. um die „Befriedigung emotionaler Bedürfnisse von Menschen wie Intimität, Liebe, persönliche Erfüllung“ als eine „notwendige Voraussetzung, damit überhaupt jene gemeinsamen Güter entstehen können“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2006, S. 5). Demnach lässt sich „Familie“ angesichts der im „Siebten Familienbericht“ erwähnten Zwecke von Familien wie folgt begrifflich fassen:

Familien sind biologisch, sozial oder rechtlich miteinander verbundene Einheiten von Personen, die – in welcher Zusammensetzung auch immer – mindestens zwei Generationen umfassen und bestimmte Zwecke verfolgen. Familien qualifizieren sich dabei als Produzenten gemeinsamer, u.a. gesellschaftlich relevanter Güter (wie z.B. die Entscheidung für Kinder und deren Pflege, Erziehung und Bildung) sowie als Produzenten privater Güter, die auf die Befriedigung individueller und beziehungspezifischer Bedürfnisse (wie z.B. Geborgenheit und Intimität) abzielen. Als Einheiten, die mehrere Personen und mehrere Generationen umfassen, bestehen Familien in der zeitlichen Abfolge von jeweils zwei Generationen aus Paar-, Eltern-Kind- und gegebenenfalls Geschwister-Konstellationen, die sich aus leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefeltern (Parentalgeneration) sowie leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefkindern (Filialgeneration) zusammensetzen können. Den privaten Gütern kommt in diesem Definitionsvorschlag – wie im „Siebten Familienbericht“ ausdrücklich erwähnt – als Voraussetzung für die Produktion gemeinsamer Güter eine primäre Stel-

lung zu, womit auch die besondere Bedeutung einer beziehungs- oder familienpsychologischen Perspektive von Familien als intimen Beziehungssystemen begründet ist (Schneewind, 1999).

In einer entwicklungsorientierten Sicht ist dabei freilich zu bedenken, dass die Familienbiografie einzelner Personen im Laufe ihres Lebens sehr unterschiedliche Personenkonstellationen und Erfahrungsmuster umfassen kann. Für eine bestimmte Person können z.B. die Abschnitte ihrer Familienkarriere von der frühen Lebensphase in der Herkunftsfamilie über ein mehr oder minder lang ausgedehntes Singledasein zur Gründung einer eigenen Familie, der sogenannten Zeugungsfamilie, reichen, die sich womöglich nach einiger Zeit durch Trennung oder Scheidung auflöst, um dann nach einer weiteren Singlephase in die Gründung einer zweiten Zeugungsfamilie mit einem neuen Verwandtschaftshintergrund einzumünden und schließlich mit dem Tod des Partners in einer erneuten Singlephase zu enden. Dass derartige Beziehungsbiografien als sogenannte Kettenbiografien zugezogen haben, konnten u.a. Schmidt et al. (2006) in ihren Zeitwandelstudien eindrücklich nachweisen.

1.1.2 Gegenstand und Aufgaben der Familienpsychologie

Im Gegensatz zu den Schwierigkeiten, „Familie“ in einer allgemein verbindlichen Weise „auf den Begriff“ zu bringen, fällt eine Terrainabgrenzung der Familienpsychologie leichter. Der Vorschlag lautet wie folgt: Familienpsychologie ist eine wissenschaftliche Disziplin, die sich unter der Berücksichtigung außerfamilialer Kontexte mit der familialen Lebenspraxis, d.h. mit dem Verhalten, Erleben und der Entwicklung von Personen im Kontext des Beziehungssystems „Familie“, beschäftigt, und zwar mit der Absicht der Beschreibung, Erklärung, Vorhersage und Veränderung der dabei auftretenden Phänomene und ihrer Bedingungen. Eine grafische Veranschaulichung hierzu bietet Abbildung 1, die im Folgenden etwas genauer erläutert werden soll.

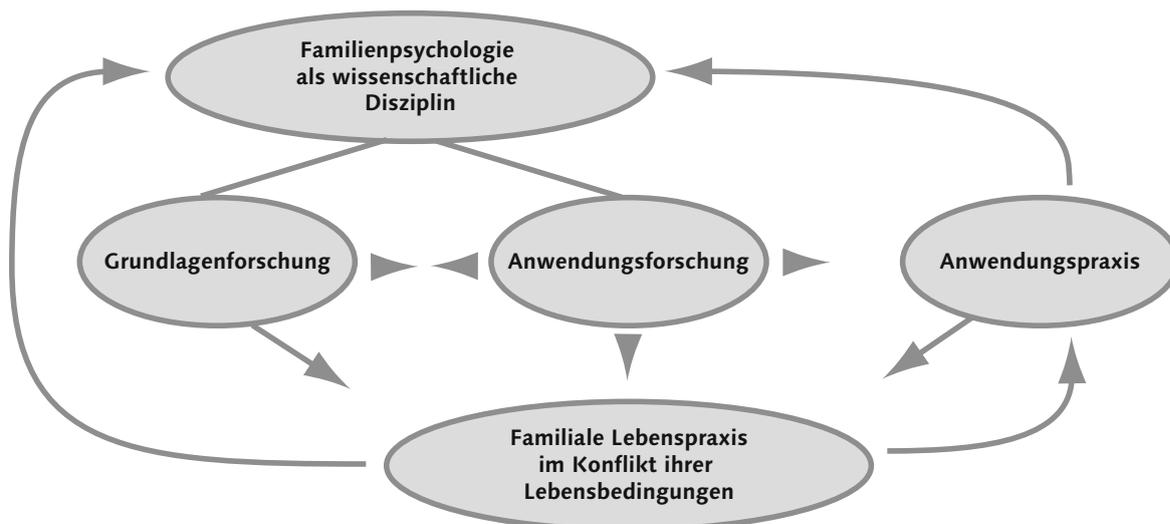


Abb. 1: Gegenstand und Aufgaben der Familienpsychologie

Der besondere Schwerpunkt der Familienpsychologie als einer wissenschaftlichen Disziplin liegt auf dem Verhalten und Erleben von Personen in Beziehung zur ihrer Familie. Das Leben von und in Familien wird somit als ein von Interaktions- und Kommunikationsprozessen getragener Verlauf wechselseitiger Einflussnahme aller daran beteiligten, die am Familienleben teilnehmen – und sei es nur in imaginierter Weise (wie etwa in dem moralisierenden Disziplinierungsversuch einer verwitweten Mutter gegenüber ihrem ungehorsamen Sohn: „Was würde nur dein Vater sagen, wenn er wüsste, wie ungezogen du zu mir bist?“).

Freilich finden diese Prozesse wechselseitiger Einflussnahme nicht nur im Hier und Jetzt statt, sondern sie verdichten sich erst durch ihre wiederkehrenden Interaktions- und Kommunikationsepisoden zu einer je besonderen Qualität von Beziehung, die sich aus der individuellen und gemeinsamen Beziehungsgeschichte speist und auf der wiederum der Erwartungshorizont einer mehr oder minder klar vorhersagbaren Beziehungszukunft gründet. Hinzu kommt, dass die Entstehung, Verfestigung – aber auch die Veränderung – von familialen Beziehungen nicht nur in den Beiträgen gesehen werden kann, die von den einzelnen Beziehungspartnern durch ihr jeweiliges Verhalten und Erleben in den aktuellen Beziehungsprozess eingebracht werden. Vielmehr sind familiäre Beziehungsmuster und konkrete Beziehungsepisoden stets auch im Kontext ihrer soziomateriellen Bedingungen zu berücksichtigen. In der Tat macht es einen Unterschied, ob ein Streit über die Notwendigkeit der Anschaffung teurer Designer-Jeans für den Sprössling in einer wohlhabenden oder in einer wegen Arbeitslosigkeit finanziell ausgebluteten Familie stattfindet.

Betrachtet man die Familienpsychologie als eine wissenschaftliche Disziplin, so lassen sich generell zwei Bereiche, nämlich die Grundlagen- und die Anwendungsforschung, unterscheiden. Bei der familienpsychologischen Grundlagenforschung geht es vor allem um die – tunlichst theoriegeleitete – Beschreibung, Erklärung und Vorhersage der verschiedenen Phänomene aus dem Bereich der familialen Lebenspraxis im Hinblick darauf, welche Beziehungsmuster zwischen den Familienmitgliedern bestehen, wie sich deren Zustandekommen erklären lässt und welche Konsequenzen sie nach sich ziehen. Beispielhaft sei die Erfassung von Merkmalen der Interaktions- und Beziehungsqualität von belasteten und unbelasteten Paarbeziehungen genannt, die als Grundlage für die Behandlung von dysfunktionalen Beziehungsmustern herangezogen werden können (z.B. Halford, Kelly & Markman, 1997; Wunderer & Schneewind, 2008).

Die familienpsychologische Anwendungsforschung versteht sich vor allem als geleitete Entwicklung bzw. Veränderung z.B. von familialen Beziehungsmustern über entsprechende Interventionsmaßnahmen wie Training, Coaching, Beratung oder Therapie sowie die empirische Überprüfung der Wirksamkeit derartiger Interventionsmaßnahmen. Unter Bezug auf die Paarbeziehungsforschung geht es dabei vor allem um die Entwicklung und Evaluation von präventiven bzw. therapeutischen Ansätzen zur Stärkung von Paarkompetenzen (z.B. Gurman & Jacobson, 2002; Heinrichs, Bodenmann & Hahlweg, 2008; siehe auch die Beiträge von Schmidt & Ulrich sowie von v. Schlippe in diesem Band). Neben der familialen Lebenspraxis als dem Anwendungsfeld der Familienpsychologie und der Grundlagen- und Anwendungsforschung als den beiden zentralen Herangehensweisen an ihr Anwendungsfeld lässt sich noch ein vierter Aspekt unterscheiden, der allerdings nichts mehr mit einem wissenschaftlichen Verständnis von Familienpsychologie im engeren Sinne zu tun hat. Es ist dies die familienorientierte Anwendungspraxis, die in vielen gesellschaftlichen Institutionen (z.B. in den Medien, Gerichten, Jugendämtern, Kirchen, Bildungs-, Beratungs- und Therapieeinrichtungen etc.) zum Tragen kommt. Deren Aktivitäten dürften nicht selten ohne einen Bezug zur Familienpsychologie, d.h., ohne dass explizit familienpsychologisch fundiertes Grundlagen- und Anwendungswissen genutzt wird, vorstattengehen. Sofern dies der Fall ist, kann die Familienpsychologie von sich aus viel dazu beitragen, wissenschaftlich fundiertes Anwendungswissen und -handeln in diese gesellschaftlichen Institutionen hineinzutragen. Sie kann sich aber auch von den Anliegen und Problemen, mit denen sich Praxisinstitutionen auseinanderzusetzen haben, für ihre Grundlagen- und Anwendungsforschung anregen lassen (z.B. wenn es darum geht, die „Erziehungsfähigkeit“ von potenziellen Adoptiveltern zu klären oder ein Beratungskonzept für Familien mit chronisch kranken Kindern zu entwickeln und zu evaluieren). Dieser Gedanke einer wechselseitigen Beeinflussung ergibt dann das in Abbildung 1 dargestellte Beziehungsgefüge, das im Sinne eines systemischen Modells als Verflechtung von Forschungs- und Anwendungspraxis mit einer familienbezogenen Akzentsetzung zu interpretieren ist.

1.1.3 Das Kerngeschäft der Familienpsychologie

Um die Frage zu klären, was die Familienpsychologie leisten kann, liegt es nahe, den Blick vor allem auf das „Kerngeschäft“ der Familienpsychologie und einige Anwendungsimplicationen zu richten. Zum Kerngeschäft der Familienpsychologie sind vor allem vier Beziehungsformen zu rechnen, nämlich Paarbeziehungen, Eltern-Kind-Beziehungen, Geschwisterbeziehungen und mehrgenerationale, d.h. mehr als zwei Generationen umfassende Familienbeziehungen.

1.1.3.1 Paarbeziehungen

Die Familientherapeutin Virginia Satir widmet in ihrem Buch „Kommunikation, Selbstwert, Kongruenz“ (2004) ein ganzes Kapitel dem Argument, dass Paare die Architekten der Familie seien. Insofern spielt von Anfang an die Qualität der Paarbeziehung und später, wenn auch Kinder mit im Spiel sein sollten, die Qualität der Elternbeziehung eine große Rolle für das Ausmaß an Beziehungszufriedenheit, aber auch für eine mehr oder weniger gelingende Bewältigung täglicher Aufgaben und Herausforderungen. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen.

Längsschnittuntersuchungen zeigen, dass ein positives Parklima (gekennzeichnet durch ein hohes Maß an Zusammenhalt und Anregung und zugleich wenig wechselseitige Kontrolle) ebenso zu einer hohen Ausprägung an Paarzufriedenheit beiträgt wie eine durch soziale Kompetenz, Einfühlungsvermögen und geringe Verletzlichkeit gekennzeichnete Beziehungspersönlichkeit (Schneewind, 1998; Schneewind & Gerhard, 2002). Zusätzlich lässt sich nachweisen, dass eine konstruktive Konfliktregulation eine vermittelnde Rolle zwischen Beziehungspersönlichkeit und Paarzufriedenheit spielt.

Was bedeutet dies für die Praxis? Eine mögliche Antwort hierauf besteht darin, Paare in Beziehungsschwierigkeiten mit Möglichkeiten vertraut zu machen, wie sie ihre Konflikte auf eine konstruktive Weise bewältigen können. Oder besser noch: sie dazu zu bringen, sich entsprechende Kompetenzen der Konfliktregulation anzueignen, bevor sich eine unglückliche Beziehung einstellt. Dass dies kein Ding der Unmöglichkeit ist, zeigen die erfolgreich evaluierten präventiven Paartrainingsprogramme wie „Ein Partnerschaftliches Lernprogramm“ sowie „Konstruktive Ehe und Kommunikation“ (Engl & Thurmaier, 2001) oder das „Freiburger Stresspräventionstraining für Paare“ (Bodenmann, 2000). In schwerwiegenderen Fällen von belasteten Paarbeziehungen bieten sich paartherapeutische Ansätze an (siehe hierzu die Beiträge von Schmidt & Ulrich sowie von v. Schlippe in diesem Band).

1.1.3.2 Eltern-Kind-Beziehungen

Allerdings ist mit einer zufriedenstellenden Paarbeziehung – um noch einmal Virginia Satirs Architektenmetapher aufzugreifen – erst einmal nur ein solides Fundament für das gemeinsame Familienhaus geschaffen. Wenn Kinder dazukommen, bedarf es noch einiger weiterer Kompetenzen, womit ein zweiter großer Bereich des Kerngeschäfts der Familienpsychologie angesprochen ist. Hierzu stichpunktartig nur so viel: Wir wissen inzwischen durch eine Fülle von Studien – vor allem vor dem Hintergrund der Bindungstheorie (Ahnert, 2004) –, dass neben der körperlichen und gesundheitlichen Pflege von Kindern im Kleinkindalter der Aufbau einer sicheren Bindungsbeziehung zwischen dem Kind und seinen primären Bezugspersonen, bei denen es sich in den meisten Fällen um seine Eltern handelt, von zentraler Bedeutung für einen guten Start in sein Leben ist. Und wir wissen auch, wie diese beziehungsförderlichen Bedingungen auf Seiten der für die Kinder verantwortlichen Bezugspersonen gestaltet sein sollten, damit Kinder von der Plattform sicherer Bindungsbeziehungen aktiv ihre Umwelt erkunden und sich aneignen können. Mehr noch: Wir wissen, dass die bin-

dungsförderlichen elterlichen Verhaltensmuster lernbar und optimierbar sind – mit dem entsprechenden Erfolg auf Seiten der Kinder. Einschlägige Interventionsstudien wiesen nach, dass die Feinfühligkeit und Selbstwirksamkeit von Müttern im Umgang mit ihren Kleinkindern erfolgreich und nachhaltig modifiziert und die Bindungssicherheit der Kinder erhöht werden konnte (Riksen-Walraven, 1978; van den Boom, 1994, 1995). Dies ist ein überzeugender Beleg für das Zusammenspiel von familienpsychologischer Grundlagen- und Anwendungsforschung, die letztlich in eine wissenschaftlich fundierte Anwendungspraxis einmündet (siehe ausführlicher hierzu den Beitrag von Becker-Stoll, Berkic & Spindler in diesem Band).

Wir wissen darüber hinaus inzwischen aus Hunderten von Studien, dass ältere Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung zu einer „eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit“, wie sie im § 1 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes wohlgerne als ein Entwicklungs- und Erziehungsrecht garantiert ist, von einer elterlichen Haltung und entsprechendem elterlichen Verhalten profitieren, die von der amerikanischen Psychologin Diana Baumrind (1967) bereits vor mehr als 40 Jahren als „autoritativ“ bezeichnet wurden. Sie umfasst drei Kernaspekte, nämlich „Wertschätzung des Kindes“ und „Fordern und Grenzensetzen“ sowie den später hinzugekommenen Aspekt „Gewähren und Fördern von Eigenständigkeit“ (Schneewind, 2007). Diese Haltung kennzeichnet auf der Basis einer positiven Beziehungsgestaltung nicht nur elterliche Erziehungsmaßnahmen im engeren Sinne, sondern – was häufig übersehen wird – auch Bildungsprozesse, die zwischen Eltern und Kindern ablaufen, übrigens nicht nur in Form eines Einbahnstraßenmodells (Schneewind, 2008). Der Aspekt „Gewähren und Fördern von Eigenständigkeit“ als ein wesentliches Ingredienz einer autoritativen Elternhaltung ist hierbei vielleicht der beste Garant für eine autonome Lebensführung, denn immerhin bedeutet das aus dem Griechischen stammende Wort „Autonomie“ ja nichts anderes als Selbst-Gesetzgebung.

Die familienpsychologische Grundlagen- und Anwendungsforschung hat inzwischen so viele Belege für die positiven Effekte einer autoritativen Haltung der Eltern gegenüber ihren Kindern beigebracht, dass eine Übertragung dieses Konzepts auf die Anwendungspraxis geboten erscheint. De facto gibt es eine Reihe von Angebotsformen zur Stärkung von Elternkompetenzen, die auf die eine oder andere Weise auf dieses Konzept zurückgreifen (zum Überblick: Berkic & Schneewind, 2007; Schneewind & Berkic, 2007, sowie den Beitrag von Becker-Stoll, Berkic & Spindler in diesem Band).

Nun wissen wir aber auch, dass eine gelingende elterliche Erziehung einer Vielzahl von Gefährdungen ausgesetzt ist. Eine dieser potenziellen Gefährdungen, die innerhalb des Familiensystems liegt, wurde bereits erwähnt, nämlich eine unglückliche und konfliktbelastete Beziehung zwischen den Eltern. In der Tat gibt es inzwischen eine Fülle von Studien, die einen negativen „Spill-over“ oder Überschwapp-Effekt von belasteten Paarbeziehungen auf belastete Eltern-Kind-Beziehungen belegen, wobei sich diese im Laufe der Zeit im Sinne eines Teufelskreises immer mehr verfestigen können (Cummings & Davies, 2002; Erel & Burmann, 1995; Krishnakumar & Buehler, 2000) und damit – wenn Kinder und Jugendliche zum „identifizieren Patienten“ werden – familientherapeutische Interventionsmaßnahmen erforderlich machen (Gammer, 2007; Schweitzer & von Schlippe, 2006, siehe auch den Beitrag von Käßler in diesem Band).

Neben „Spill-over-Effekten“, die innerhalb des Familiensystems liegen, gibt es auch solche, die außerfamiliale Einflüsse betreffen. Der noch relativ junge familienpsychologische Forschungsbereich, der sich mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf beschäftigt, konnte nachweisen, dass es sowohl negative als auch positive Stressübertragungsprozesse zwischen den beiden Lebensbereichen „Familie“ und „Beruf“ gibt, die – wenn negativer Spill-over überhandnimmt – abträgliche Auswir-

kungen auf die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung haben (Schneewind & Kupsch, 2006; siehe hierzu auch den Beitrag von Schneewind & Reeb in diesem Band).

1.1.3.3 Geschwisterbeziehungen

Ein weiterer Bereich des Kerngeschäfts der Familienpsychologie betrifft Geschwisterbeziehungen und die Beziehungen, die Eltern zu dem jeweils anderen Geschwisterkind pflegen. Diese werden häufig unter der Perspektive konflikthafter Auseinandersetzungen gesehen (Dunn, 2007). In der Tat sprechen einige Längsschnittstudien dafür, dass sich ein chronischer Geschwisterkonflikt auch nach der Kontrolle anderweitiger Familieneinflüsse als eigenständige Einflussgröße auf die Entwicklung internalisierender und externalisierender Verhaltensauffälligkeiten der Kinder auswirkt (Stocker, Burwell & Briggs, 2002). Es gibt aber auch Belege dafür, dass schon in frühen Jahren Geschwisterbeziehungen positive Effekte nach sich ziehen können. So zeigt sich z.B., dass Geschwisterkinder in ihrer sozial-kognitiven Entwicklung früher Fortschritte machen (Dunn, 2002), dass sie sich in belastenden Situationen (wie Todesfällen in der Familie, elterlicher Arbeitslosigkeit oder Scheidung der Eltern) wechselseitig unterstützen (Beelmann & Schmidt-Denter, 1991) und dass ältere Geschwister als Tutoren das Problemlösungsverhalten ihrer jüngeren Geschwister stärker beeinflussen können als deren gleichaltrige Freunde (Azmitia & Hesser, 1993).

Eine besondere Quelle von Geschwisterkonflikten besteht darin, dass Eltern ihre Kinder unterschiedlich wertschätzen und behandeln (Brody, 2004; Feinberg & Hetherington, 2001), was bei dem benachteiligten Kind zu Verhaltensproblemen führen kann (Volling & Elins, 1998). Hinzu kommt, dass belastete Elternbeziehungen zur Akzentuierung einer unterschiedlichen Behandlung von Geschwistern beitragen (Brody, Stoneman & McCoy, 1992). Inwieweit sich die Bevorzugung eines Geschwisters auf das benachteiligte Geschwisterkind negativ auswirkt, hängt vor allem von dessen Wahrnehmung ab, ob es die unterschiedliche Behandlung der Geschwister als fair einschätzt oder nicht (Kowal, Kramer, Krull & Krick, 2002). Hält die als unfair erlebte Bevorzugung eines Geschwisterteils durch die Eltern an, kann dies bis ins Erwachsenenalter zu belasteten Geschwisterbeziehungen beitragen (Boll, Ferring & Filipp, 2003). In solchen Fällen bieten sich familienpsychologisch fundierte Interventionsmaßnahmen an, wie sie z.B. von Sohni (2004) und Toman (2002) vorgeschlagen wurden.

1.1.3.4 Mehrgenerationale Beziehungen

Auf der Basis einer Reihe von Untersuchungen, denen ein bindungstheoretischer Ansatz zugrunde liegt, hat sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen den Bindungsrepräsentationen von jungen Eltern mit ihren eigenen Eltern, dem Ausmaß an elterlicher Feinfühligkeit im Umgang mit ihren Kleinkindern und dem kindlichen Bindungsverhalten ergeben (van IJzendoorn, 1995). Aufschlussreich sind hierzu zwei exemplarische Studien von Cohn, Silver et al. (1992) sowie von Cohn, Cowan et al. (1992), in denen für Eltern die Übertragung von Bindungserfahrungen in ihren Herkunftsfamilien auf die eigene Paarbeziehung sowie auf die Qualität der Beziehungsgestaltung mit den eigenen Kindern nachgewiesen werden konnte. Dabei zeigt sich, dass Mütter und Väter, die als „sicher gebunden“ eingestuft wurden, in ihrer Paarbeziehung deutlich weniger Konflikte und mehr Positivität zu erkennen gaben als „unsicher gebundene“ Partner. Zugleich zeigen die unsicher gebundenen Eltern im Umgang mit ihren Kindern weniger Wärme und weniger strukturierende Orientierung als die sicher gebundenen Eltern.

In einer eher sozial-kognitiv und lerntheoretisch orientierten Perspektive konnten Schneewind und Ruppert (1995) im Rahmen einer 16-jährigen Längsschnittstudie nachweisen, dass die Erziehungsstile, die junge Erwachsene in ihrem Elternhaus erfahren hatten, in erheblichem Ausmaß auch ihre eigenen Erziehungspraktiken, -einstellungen und -ziele beeinflussen. So bedenkenswert diese Befunde auch sind, so sollten sie nicht dazu verführen, zeitlich zurückliegende Beziehungserfahrungen als schicksalhafte Prägungen des aktuellen Beziehungserlebens und -verhaltens zu verstehen. Dafür, dass Veränderungen möglich sind, liefern die Erfolge von Interventionsansätzen zur Stärkung von Elternkompetenzen überzeugende Belege (Layzer et al., 2001; Lösel, 2006).

Dennoch zeigen sich im paar- und familientherapeutischen Kontext häufig Verhaltens- und Beziehungsmuster, die eine Verbindung mit entsprechenden oder auch komplementären Mustern zurückliegender Generationen aufweisen. Diese geben sich z.B. in generationenübergreifenden Loyalitätsbindungen oder Delegationen im Rahmen der „Gerechtigkeit in nahen Beziehungen“ zu erkennen (Stierlin, 2005). Solche Muster können im Rahmen der Familienrekonstruktion mit Hilfe bestimmter Techniken wie z.B. der Genogrammanalyse (McGoldrick, Gerson & Petry, 2008) sichtbar und therapeutisch nutzbar gemacht werden (Kaiser, 2008; Schmidt, 2003; siehe hierzu den Beitrag von Kaiser in diesem Band).

1.1.4 Schlussbemerkung

Dieser Beitrag sollte einen Eindruck von den vielfältigen Forschungsmöglichkeiten und Anwendungsimplicationen der Familienpsychologie geben und zugleich exemplarische Belege für die Relevanz und Substanz dieser Disziplin auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen beibringen. Dennoch ist festzuhalten, dass die Familienpsychologie – anders als in anderen Ländern – im deutschen Wissenschaftssystem keine institutionelle Verankerung hat. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen. Zum einen passt die Familienpsychologie als eine Disziplin, die zu den traditionellen psychologischen Fächern „quer“ liegt, nicht in das herkömmliche Ausbildungssystem der akademischen Psychologie in Deutschland. Zum anderen befasst sich die Familienpsychologie mit einem komplexen – vielleicht für manchen auch zu komplexen – Gegenstand, der sich durch vielfältige und stets kontextgebundene inner- und außerfamiliale Beziehungen auszeichnet. Angesichts der Präsenz des Themas „Familie“ in der Politik und den Medien ist die mangelnde Sichtbarkeit und die im Gegensatz zu anderen Familienwissenschaften fehlende Institutionalisierung der Familienpsychologie ein schwer verständlicher Widerspruch, der für die Zukunft die Frage aufkommen lässt: „Familienpsychologie, quo vadis?“ (Schneewind, im Druck).

Literatur

- Ahnert, L. (Hrsg.) (2004).** Frühe Bindung. Entstehung und Entwicklung. München: Reinhardt.
- Azmitia, M., & Hesser, J. (1993).** Why siblings are important agents of cognitive development: A comparison of siblings and peers. *Child Development*, 64, 430-444.
- Baumrind, D. (1967).** Child care practices antecedent to three patterns of preschool behavior. *Genetic Psychology Monographs*, 75, 45-88.
- Beelmann, W. & Schmidt-Denter, U. (1991).** Kindliches Erleben sozial-emotionaler Beziehungen und Unterstützungssysteme in Ein-Elternteil-Familien. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 38, 180-189.
- Berkic, J. & Schneewind K. A. (2007).** Förderung von Elternkompetenzen: Ansätze zur Prävention kindlicher und familialer Fehlentwicklungen. *Kindesmisshandlung und -vernachlässigung*, 10, 31-51.
- Bundeszentrale für politische Bildung (2008).** Datenreport 2008. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- Bodenmann, G. (2000).** Kompetenzen für die Partnerschaft. *Freiburger Stresspräventionstraining für Paare*. Weinheim: Juventa.
- Boll, T., Ferring, D. & Filipp, S.-H. (2003).** Perceived parental differential treatment in middle adulthood: Curvilinear relations with individuals' experienced relationship quality to sibling and parents. *Journal of Family Psychology*, 49, 472-487.
- Brody, G. (2004).** Siblings' direct and indirect contributions to child development. *Current Directions in Psychological Science*, 13, 124-126.
- Brody, G., Stoneman, Z. & McCoy, J. K. (1992).** Associations of maternal and paternal direct and differential behaviour with sibling relationships: Contemporaneous and longitudinal analyses. *Child Development*, 63, 82-92.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2006).** Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Siebter Familienbericht. Baden-Baden: Koelbin-Fortuna-Druck.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Gesundheit (2008).** Familienmonitor 2008. Repräsentative Befragung zum Familienleben und zur Familienpolitik. Osnabrück: KIWI GmbH.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Gesundheit (2009).** Familien-Report 2009. Leistungen, Wirkungen Trends. Osnabrück: KIWI GmbH
- Cohn, D., Cowan, P. A., Cowan, C. P. & Pearson, J. (1992).** Mothers' and fathers' working models of childhood attachment relationships, parenting styles, and child behavior. *Development & Psychopathology*, 4, 417-431.
- Cohn, A. D., Silver, d.h., Cowan, C. P., Cowan, P. A. & Pearson, J. (1992).** Working models of childhood attachment and couple relationships. *Journal of Family Issues*, 13, 432-449.
- Cummings, E. M., & Davies, P. T. (2002).** Effects of marital conflict on children: Recent advances and emerging themes in process-oriented research. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 43, 31-63.
- Dunn, J. (2002).** Mindreading, emotion understanding, and relationships. In R. Silbereisen & W. W. Hartup (Eds.), *Growing points in developmental science: An introduction* (pp. 167-176). Oxford, UK: Psychology Press.
- Dunn, J. (2007).** Siblings and socialization. In J. E. Grusec & P. D. Hastings (Eds.), *Handbook of socialization. Theory and research* (pp. 309-327). New York: Guilford Press.
- Engl, J. & Thurmaier, F. (2001).** Sich besser verstehen – die präventiven Programme EPL und KEK als neue Wege der Ehevorbereitung und Ehebegleitung. In S. Walper & R. Pekrun (Hrsg.), *Familie und Entwicklung: Perspektiven der Familienpsychologie* (S. 364-384). Göttingen: Hogrefe.
- Erel, O. & Burman, B. (1995).** Interrelatedness of marital relations and parent-child relations: A meta-analytic review. *Psychological Bulletin*, 118, 108-132.
- Feinberg, M. & Hetherington, E. M. (2001).** Differential parenting as a within-family variable. *Journal of Family Psychology*, 15, 22-37.
- Gammer, C. (2007).** Die Stimme des Kindes in der Familientherapie. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Gurman, A. A. & Jacobson, N. S. (Eds.) (2002).** *Clinical handbook of couple therapy* (3rd ed.). New York: Guilford Press.
- Halford, W. K., Kelly, A. & Markman, H. J. (1997).** The concept of a healthy marriage. In W. K. Halford & H. J. Markman (Eds.), *Clinical handbook of marriage and couples intervention* (pp. 3-12). New York: Wiley.
- Haumann, W. (2006).** *Generationen-Barometer 2006*. Freiburg/ München: Karl Alber Verlag.
- Heinrichs, N., Bodenmann, G. & Hahlweg, K. (2008).** *Prävention bei Paaren und Familien*. Göttingen: Hogrefe.

- Kaiser, P. (2008).** Mehrgenerationen-Familie und neuropsychische Schemata. Therapeutische Dimensionen und Wirkfaktoren. Göttingen: Hogrefe.
- Kowal, A., Kramer, L., Krull, J. L. & Crick, N. R. (2002).** Children's perceptions of the fairness of parental preferential treatment and their socioemotional well-being. *Journal of Family Psychology*, 16, 297-306.
- Krishnakumar, A. & Buehler, C. (2000).** Interparental conflict and parenting behavior. A meta-analytic review. *Family Relations*, 49, 25-44.
- Langness, A., Leven, I. & Hurrelmann, K. (2006).** Jugendliche Lebenswelten: Familie, Schule, Freizeit. In Shell Deutschland Holding (Hrsg.), *Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck* (S. 49-102). Frankfurt: Fischer.
- Layzer, J. L., Goodson, B. D., Bernstein, L. & Price, C. (2001).** National evaluation of family support programs. Final report (Vol. A, The meta-analysis). Cambridge, MA: Abt Associates Inc.
- Lösel, F. (2006).** Bestandsaufnahme und Evaluation von Angeboten im Elternbildungsbereich. Abschlussbericht. Erlangen: Institut für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg.
- McGoldrick, M., Gerson, R. & Petry, S. (2008).** Genogramme in der Familienberatung (3. Aufl.). Huber: Bern.
- Reinmuth, S. I. & Sturzbecher, D. (2007).** Wertorientierungen, Kontrollüberzeugungen, Zukunftserwartungen und familiäre Ressourcen. In D. Sturzbecher & D. Holtmann (Hrsg.), *Werte, Familie, Politik, Gewalt – Was bewegt die Jugend?* (S. 17-57). Münster: LIT Verlag.
- Riksen-Walraven, M. (1978).** Effects of caregiver behaviour on habituation rate and self-efficacy in infants. *International Journal of Behavioural Development*, 1, 105-130.
- Satir, V. (2004).** Kommunikation, Selbstwert, Kongruenz. Paderborn: Junfermann
- Schmidt, M. (2003).** Systemische Familienrekonstruktion. Göttingen: Hogrefe.
- Schmidt, G., Matthiesen, S., Dekker, A. & Starke, K. (2006).** Spätmoderne Beziehungswelten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schneewind, K. A. (1998).** Kinderwunsch und Konsequenzen der Elternschaft: eine fünfjährige Längsschnittstudie. In K. Hahlweg, d.h. Baucom, R. Bastine & H. J. Markman (Hrsg.), *Prävention von Trennung und Scheidung – Internationale Ansätze zur Prädiktion und Prävention von Beziehungsstörungen* (S. 105-132). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A. (1999).** *Familienpsychologie* (2. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A. (2007).** Erziehung nach dem Prinzip „Freiheit in Grenzen“ – ein mediengestütztes Programm zur Stärkung elterlicher Erziehungs Kompetenzen. *Psychodynamische Psychotherapie*, 6, 183-196.
- Schneewind, K. A. (2008).** Sozialisation in der Familie. In K. Hurrelmann, M. Grundmann & S. Walper (Hrsg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung* (S. 256-273). Weinheim: Beltz.
- Schneewind, K. A. (im Druck).** Familienpsychologie: Quo vadis? In G. Krampen (Hrsg.), *Fortschritte der Psychologie – Experten als Zeitzeugen*. Göttingen: Hogrefe.
- Schneewind, K. A. & Gerhard, A.-K. (2002).** Relationship personality, conflict resolution, and marital satisfaction in the first five years of marriage. *Family Relations*, 51, 63-71.
- Schneewind, K. A. & Berkic, J. (2007).** Stärkung von Elternkompetenzen durch primäre Prävention: Eine Unze Prävention wiegt mehr als ein Pfund Therapie. *Praxis der Kindertherapie und Kinderpsychiatrie*, 56, 643-659.
- Schneewind, K. A. & Kupsch, M. (2006).** Perspectives psychologiques de la recherche sur les liens entre vie familiale et vie professionnelle. *La Revue Internationale de L'Éducation Familiale*, 19, 9-30.
- Schneewind, K. A. & Ruppert, S. (1995).** Familien gestern und heute: Ein Generationenvergleich über 16 Jahre. München: Quintessenz.
- Scholz, W. D., Busch, F. W. & Briedis, K. (2006).** Ehe – Familie – Partnerschaft. Eine empirische Untersuchung. Oldenburg: BIS-Verlag.
- Schweitzer, J. & von Schlippe, A. (2006).** Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung II. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Sohni, H. (2004).** Geschwisterbeziehungen in Familien, Gruppen und in der Familientherapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Statistisches Bundesamt (2008).** Familienland Deutschland. Wiesbaden.
- Stierlin, H. (2005).** Gerechtigkeit in nahen Beziehungen. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Stocker, C. M., Burwell, R. A. & Briggs, M. L. (2002).** Sibling conflict in middle childhood predicts

children's adjustment in early adolescence. *Journal of Family Psychology*, 16, 50-57.

Toman, W. (2002). Familienkonstellationen. Ihr Einfluss auf den Menschen (7. Aufl.). München: Beck.

Van den Boom, D. (1994). The influence of temperament and mothering on attachment and exploration: An experimental manipulation of sensitive responsiveness among lower-class mothers with irritable infants. *Child Development*, 65, 1457-1477.

Van den Boom, D. (1995). Do first-year intervention effects endure? Follow-up during toddlerhood of a sample of Dutch irritable infants. *Child Development*, 66, 1798-1816.

Volling, B. L. & Elins, J. L. (1998). Family relationships and children's emotional adjustment as correlates of maternal and paternal differential treatment: A replication with toddler and preschool siblings. *Child Development*, 69, 1640-1656.

Van Ijzendoorn M. H. (1995). Adult attachment representations, parental responsiveness, and infant attachment: A meta-analysis on the predictive validity of the Adult Attachment Interview. *Psychological Bulletin*, 117, 387-403.

Wunderer, E. & Schneewind, K. A. (2008). Liebe – ein Leben lang? Was Paare zusammenhält. München: dtv.

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Klaus A. Schneewind
Universität München
Department Psychologie
Leopoldstr. 13
80802 München
schneewind@psy.uni-muenchen.de

PETER KAISER

1.2 FAMILIENBEZIEHUNGEN UND FAMILIENTHERAPIE UNTER MEHRGENERATIONALER PERSPEKTIV

Zusammenfassung

Die Herkunftsfamilie ist für Persönlichkeit und Beziehungen lebenslang bedeutsam, weil sie ihr genetisches, soziales und materielles Erbe an die Nachkommen weitergibt. Sie beeinflusst Sozialisation und Partnerwahl und steht, meist sogar über den Tod hinaus, in engem Kontakt mit ihren Angehörigen. Familiäre Erfahrungen beeinflussen besonders die Hirnentwicklung und die dabei gebahnten neuropsychischen Schemata sowie das Ausmaß der Befriedigung der Grundbedürfnisse. Moderne Mehrgenerationen-Familientherapie hilft daher, Strukturen und Erfahrungen zu arrangieren, die den Angehörigen dauerhaft eine bessere Lebensqualität ermöglichen. In diesem Prozess spielen die aus der Therapieforschung bekannten Wirkfaktoren und Wirkdimensionen als Erfolgsprädiktoren eine besondere Rolle.

Schlagworte

familiales Erbe, neuropsychische Schemata, psychische Grundbedürfnisse, transgenerationale Muster, Mehrgenerationen-Familientherapie, Genogramm, Zukunftsarbeit, Wirkfaktoren, Wirkdimensionen, familiäre Funktionsfähigkeit, Lebensqualität

1.2.1 Einleitung

Leben und Beziehungen stehen weit stärker unter dem Einfluss der Herkunftsfamilie als allgemein angenommen. Bereits in der klassischen – psychoanalytischen – Mehrgenerationen-Familientherapie betrachtete man daher neben der horizontalen – gegenwärtigen – Interaktionsstruktur der Familie auch die vertikale – historische – Entwicklung des Familiensystems und die intrafamilialen „Wiederholungszwänge“ mit den dahinterliegenden emotionalen Grundkonflikten (Cierpka et al., 2007). Alle Menschen sind durch Gene, Schwangerschaft und Geburt wie auch erfahrungsabhängig gebahnte neuropsychische Schemata lebenslang mit ihrer Herkunftsfamilie verbunden. Bei mehrgenerationalen Familienbeziehungen gibt es eine große Variationsbreite bezüglich Lebensform und Interaktionsdichte der Angehörigen, die sich auf die Sozialisation auswirkt (s. ausführlich Schneewind in diesem Band; Kaiser, 2008). Familiales Erbe ist also viel mehr als Gene und Sparbuch.

Um die eigene Lebensqualität, die familiäre Funktionsfähigkeit und die Beziehungen zwischen den Generationen zu optimieren, ist genauer zu klären, wie es in den Herkunftsfamilien zugeht, welchen Mechanismen diese unterliegen und welche biopsychosozialen Effekte für Persönlichkeit, Leben und Beziehungen daraus resultieren.

1.2.2 Die Bandbreite des familialen Erbes

Die Weichen für den Verlauf von Partnerschaft und Familie werden gestellt durch:

1. Kriterien und Umstände der Partnerwahl: Welche Menschen sich als potenzielle Partner begegnen, hängt von räumlichen (z.B. Stadtteil) und sozialen Gegebenheiten (z.B. Konfession, Bildungsstand) ab, die zumeist von der Herkunftsfamilie beeinflusst werden (Hollingshead, 1950; Katz & Hill, 1958).

2. Erbgut, Hirnstrukturen und Entwicklung: Auf der Grundlage des genetischen Potenzials reagiert das Gehirn auf Lebenserfahrungen bzw. Sinneseindrücke und entwickelt seine synaptischen Strukturen und neuropsychischen Schemata (LeDoux, 2003). Sinneseindrücke können sogenannte Genschalter an- oder abschalten, deren Empfindlichkeit bereits in der frühen Kindheit v.a. durch Stresshormone reguliert wird (Genexpression; Lesch, 2007; Schaaf et al., 2008; s. Abb. 1). Solche impliziten unbewussten Strukturen bestimmen Erleben und Verhalten maßgeblich.

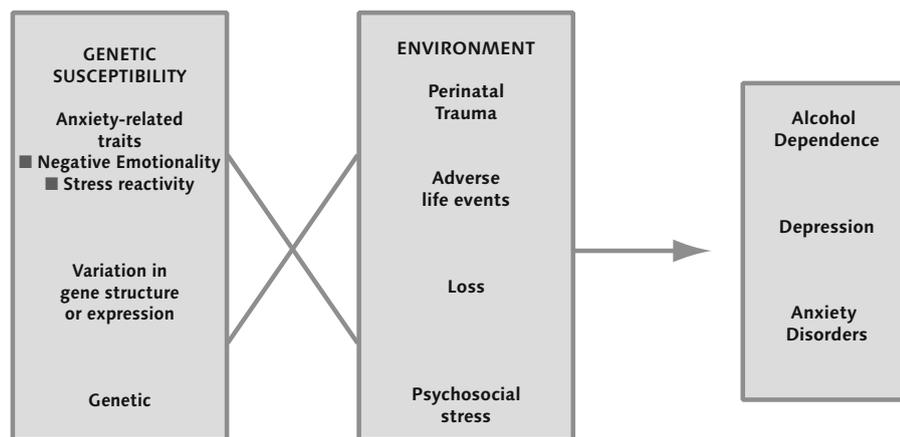


Abb. 1: Anfälligkeit und Komorbidität von Depression: Weder Gene noch Umwelt agieren isoliert. (Lesch, 2007, S. 25)

3. Herkunftsfamilien beeinflussen auch die prä- und perinatale Entwicklung. Hierzu gehören Schädigungen des Fötus durch Stress, Krankheit oder Unfälle der Schwangeren. Stresshormone gefährden die Entwicklung des empfindlichen Gehirngewebes v.a. im Hippocampus. Vor und während der Geburt kann es durch Komplikationen zu Hirnschäden, Fehlentwicklungen und Missbildungen kommen. Weitere Risiken ergeben sich durch eine Frühgeburt (vor der 30. Schwangerschaftswoche), die den noch unreifen Säugling überfordert. Auch in nachfolgenden Entwicklungsphasen können psychische Traumata und emotionale Mangelzustände die Entwicklung der Gehirnstrukturen über Fehlentwicklungen der Neuronenverbindungen beeinträchtigen, was zu erhöhter Morbidität und geringerer Lebenserwartung beiträgt (Horwitz et al., 1996; Franz et al., 2000; Lesch, 2007). Die im Gehirn in eigenen neuronalen Schaltkreisen verankerten psychischen Grundbedürfnisse richten sich auf 1) Orientierung und Kontrolle, 2) Lustgewinn/Unlustvermeidung, 3) Selbstbestätigung, 4) Bindung (Grawe, 2004; Kaiser, 2008). Die psychischen Funktionen sind darauf ausgerichtet, Übereinstimmung zwischen Bedürfnissen und Umwelt sowie ein Kohärenzgefühl von Überschaubarkeit, Sinnhaftigkeit und Kontrolle zu erreichen (Antonovsky, 1997; Grawe, 2004; Lesch, 2007). Widrigenfalls kommt es zu Gefühlen von Kontrollverlust und Hilflosigkeit. Infolge wiederholter bzw. intensiver Erfahrungen entstehen neuropsychische Schemata als komplexe neuronale Netzwerke, die sich mit entsprechenden Modellvorstellungen und Verhaltensrepertoires verbinden. Annäherungsschemata richten sich auf positive Befriedigung der in den Hirnstrukturen angelegten Grundbedürfnisse, Vermeidungssche-

mata auf Vermeidung von Verletzung, Enttäuschung oder Bedrohung (Grawe, 2004). Selbst traumatisierte Menschen mit stark gebahnten Vermeidungsschemata haben die Chance einer Besserung, wenn sie unter veränderten Bedingungen genügend befriedigende neue Erfahrungen machen und so neue neuropsychische Schemata entwickeln können. Die traumabedingten Schemata werden dabei freilich nur deaktiviert.

4. Lebensweisen und Lebenskonzepte sind in der Familiengeschichte angelegte Strukturen und bestimmen als familiales Erbe Wahrnehmung, Denken und Handeln (Bourdieu, 1983). Vergangenheit und Gegenwart verbinden sich miteinander, wenn im Rahmen transgenerationaler Diskurse und gemeinsamer Lebenspraxis familiäre Lebensstile, kulturelle Kompetenzen, Wissensbestände, Modellvorstellungen, Bedeutungen und Leitmotive weitergegeben werden. Deren Internalisierung erfolgt über die dabei gebahnten neuronalen Netzwerke und neuropsychischen Schemata, was anschließend eine automatische Steuerung familienspezifischen Verhaltens und Erlebens ermöglicht und zur familialen Funktionsfähigkeit beiträgt.

5. Da Familienangehörige meist lebenslang in engem Kontakt stehen, sind sie füreinander Quellen und Empfänger sozialer Unterstützung wie auch von Reglementierung und Kontrolle. Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind lebenslang meist enger als die zum Partner; die Generationengrenzen sind zu oft schwach, was vielfach Abhängigkeiten und Konflikte nach sich zieht (Individuationsprobleme; Lee, 2005; Kaiser, 2008; s. Genogramm von Tina, Abb. 2).

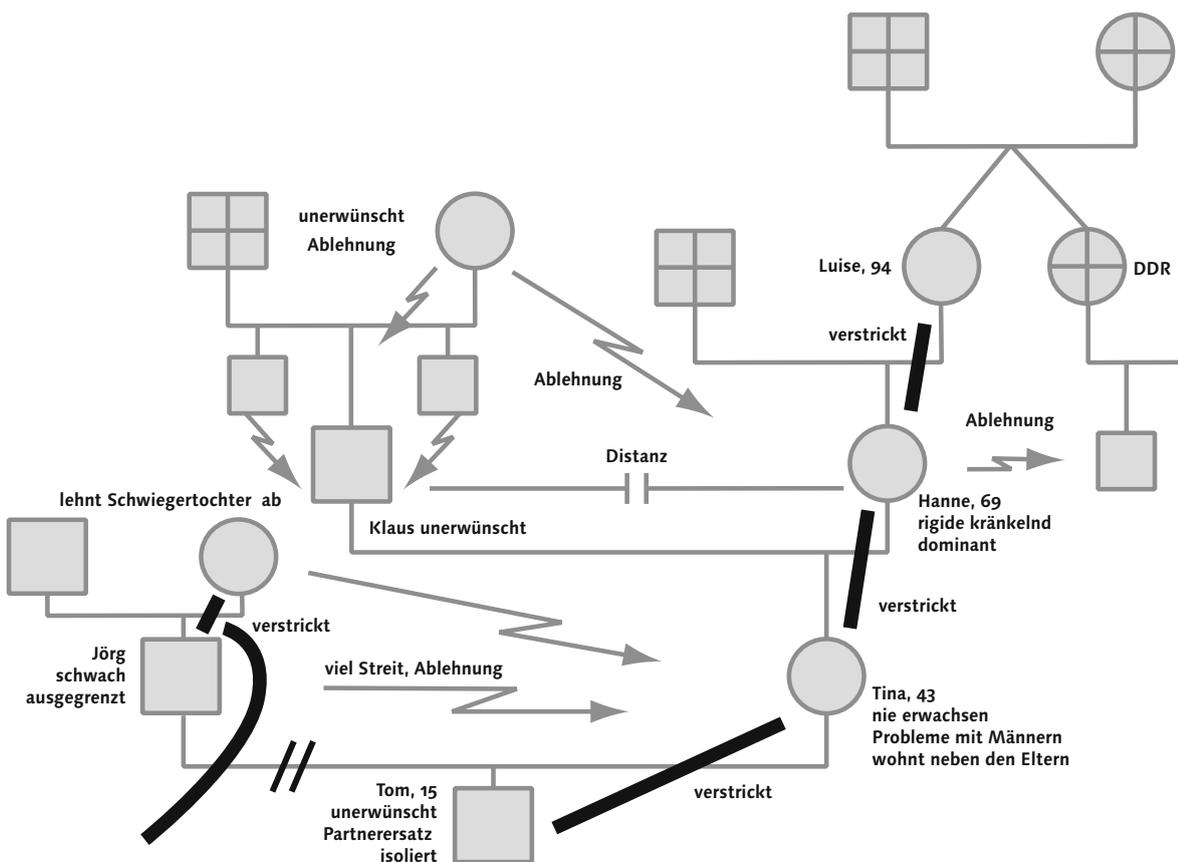


Abb. 2: Ausschnitt aus dem Genogramm von Tina

Tina, hat sich – wie ihre Mutter und ihr Exmann Jörg – nie von ihren Eltern abgelöst. Die Paarbeziehungen sind in dieser Familie traditionell den eng verstrickten Beziehungen in auf- und absteigender Linie untergeordnet, was sich materiell und familiär „lohnt“. Schwiegertöchter haben es in der Familie dagegen schwer, was die Paarbeziehungen oder deren Aufnahme zusätzlich belastet. Tina und ihr Sohn „finden“ keine (neuen) Partner (s. Genogramm in Abb. 2).

6. Eltern und Großeltern können auch weit über den Tod hinaus nicht nur psychologisch, sondern durch Zuwendungen, Vermächtnisse, Verfügungen und ihren Nachlass – nicht selten erhebliche Vermögenswerte, Rechte und Privilegien – Einfluss auf die Folgegenerationen haben. Um Güter und familieneigene Betriebe gibt es nicht selten erbitterte Erbschaftauseinandersetzungen (z.B. Simon et al., 2005). Auch ideologisch-politische Auffassungen und Verstrickungen der NS- oder DDR-Vergangenheit können die Angehörigen belasten (z.B. Plänklers et al., 2005; Kaiser, 2008).

Die vorliegenden Ansätze und Ergebnisse zeigen deutlich die prinzipielle lebenslange Verbundenheit der Generationen: Man kann nicht nicht mit seiner Herkunftsfamilie verbunden sein. Daher kommt der Mehrgenerationenperspektive für die präventive und therapeutische Praxis hohe Bedeutung zu.

1.2.3 Schlussfolgerungen für Beratung und Prävention

Die neueren Ansätze und Ergebnisse der Neuro- und Familienpsychologie legen nahe, auch bei Beratung und Prävention darauf zu achten, wie stark die Verstrickung in familale Bindungen und Traditionen und die entsprechende Prägung der neuropsychischen Schemata sind. Zugleich ist zu fragen, wie Angehörige zur familialen Funktionsfähigkeit beitragen, welchen Stellenwert Interaktionen im Leben der Angehörigen direkt oder indirekt haben und welche Strukturen, Organisationsformen und externen Ressourcen es für die Befriedigung der psychischen Grundbedürfnisse der Angehörigen braucht. Die Arbeit an Entwicklung und Realisierung optimierter Lebenskonzepte für ein bedürfnisgerechteres Leben in der Zukunft ermöglicht den Angehörigen dann ggf. neue Erfahrungen und den Aufbau positiver Schemata. Daher ist eine routinemäßige Erhebung der wichtigsten Familiendaten und -muster in Form eines Genogramms und einer Familienzeittafel sinnvoll (s. Abb. 2; McGoldrick & Gerson, 2004; Kaiser 2008).

So geschehen in manchen Familien bestimmte Ereignisse in spezifischen zeitlichen, zeitgeschichtlichen oder konstellativen Zusammenhängen (z.B. Heiraten, Geburten, Todesfälle in Kriegszeiten). Anhand nonverbaler Signale kann man in Familiengesprächen leicht Hinweise auf brisante Themen (z.B. Krisen, Fehlritte) und die damit verbundenen neuropsychischen Schemata erhalten, um die oft aus Loyalität der Mantel des Geheimnisses, eines Tabus oder eines Mythos gebreitet wird (Kaiser 2008; vgl. Käßler in diesem Band). In einfühlsam geführten Gesprächen lösen sich solche Realitätsverschleierungen mit zunehmender Sicherheit der Beteiligten meist von selbst auf. Widerstand wird meist von selbst überflüssig, wenn seine Entstehungsbedingungen in Systemkontexten und Familiengeschichte bewusst werden (z.B. mittels Skulpturaufstellungen, positiven Konnotierens oder Schemaanalyse; vgl. Schmidt, 2003; Kaiser, 2008; von Schlippe in diesem Band).

	Systemdimension	Beziehungsdimension	Kommunikation	funktionale Bedeutungen	Bewertungsdimension	Veränderungen von Zuständen
Empathie						
Wertschätzung Ermutigung motivationale Klärung						
Kompetenz						
Echtheit und Allegianz						
Abstinenz und Neutralität						
Ressourcenaktivierung						
Problemlösung /- Problembewältigung						

Abb. 3: Wirkfaktoren und Wirkdimensionen für Therapie und Beratung

Menschen, die professionelle Hilfe suchen, streben zumeist eine verbesserte Lebensqualität an, nicht nur die Befreiung von Leidensdruck. Wie wir aus der Therapieforschung wissen, profitieren Patienten am meisten, wenn sie positivere Lebenskonzepte und neuropsychische Schemata entwickeln, weil sich das Vorgehen an Wirkfaktoren und Wirkdimensionen orientiert (Erfolgsprädiktoren; s. Abb. 3; Perez & Baumann, 2005; Norcross et al., 2006; Kaiser, 2008; Schmidt & Ulrich in diesem Band). Dabei kommt den eingesetzten therapeutischen Methoden und Verfahren, wie man heute weiß, nur untergeordnete Bedeutung zu (Grawe, 2004).

Fazit

Wie befriedigend das Leben im Kontext von Mehrgenerationensystemen sein kann, ist abhängig von Strukturen und Prozessen familialer Funktionsfähigkeit, von Gesundheit und Kompetenz der Angehörigen der verschiedenen Generationen, aber auch von äußeren Lebensbedingungen der Mikro-, Meso- und Makro-Ebene. In unterschiedlichen Konstellationen und Phasen im Lebens- und Familienzyklus gibt es dabei eine Vielfalt familialer und individueller Möglichkeiten, die familienpsychologisch zu ermitteln sind. Zukunfts- und ressourcenorientierte Arbeit unter der Mehrgenerationenperspektive kann Patienten helfen, nicht nur vertiefte Einsichten in ihre Entwicklungs- und Familiendynamik zu gewinnen und ihr Erlebens- und Handlungsrepertoire zu erweitern, sondern auch die Qualität ihres (Zusammen-)Lebens im Familienverband erheblich zu verbessern.

Literatur

- Antonovsky, A. (1997):** Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: DGVT-Verlag.
- Bauer, J. (2002).** Das Gedächtnis des Körpers. Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern. Frankfurt: Eichborn.
- Beutler, L. E., Malik, M., Alimohamed, S., Harwood, T. M., Talebi, H., Noble, S., Wong, E. (2004).** Therapist variables. In: M. J. Lambert (Eds.), *Brgin and Garfield's handbook of psychotherapy and behavior change* (pp. 227-306). New York: Wiley.
- Bourdieu, P. (1983).** Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Welt* (S. 183-198). Göttingen: Otto Schwartz.
- Cierpka, M., Massing, A., Reich, G. (2007).** Praxis der psychoanalytischen Familien- und Paartherapie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Franz, M., Lieberz, K., Schepank, H. (Hrsg.) (2000).** Seelische Gesundheit und neurotisches Elend. Der Langzeitverlauf in der Bevölkerung. Wien: Springer.
- Grawe, K. (2004):** Neuropsychotherapie. Göttingen: Hogrefe.
- Heekerens, H.-P., Ohling, M. (2006).** Familien-Psychoedukation als Rückfallprophylaxe bei Schizophrenie: Wirkung und Wirkungsweise. *Psychotherapie*, 11, 1, 26-37.
- Hollingshead, A. B. (1950):** Cultural factors in the selection of marriage mates. *Amer. Sociol. Rev.*, 15, 619-627.
- Horwitz, A. V., White, H. R., & Howell-White, S. (1996):** Becoming married and mental health: A longitudinal study of a cohort of young adults. *Journal of Marriage and the Family* 58, 895-907.
- Kaiser, P. (2008).** Mehrgenerationen-Familie und neuropsychische Schemata. Therapeutische Dimensionen und Wirkfaktoren. Göttingen: Hogrefe.
- Katz, A. M. & Hill, R. (1958):** Residential propinquity and marital selection: A review of theory, method and fact. *Marriage and the Family Living*, 20, 386-401.
- LeDoux, J. (2003).** Das Netz der Persönlichkeit. Wie unser Selbst entsteht. Düsseldorf: Patmos.
- Lee, N.-O. (2005).** Transgenerationale Beziehungsmuster in Familien. Dissertation. Fakultät IV der Universität Oldenburg. Oldenburg: Universität Oldenburg.
- Lesch, Klaus-Peter (2007).** Linking emotion to the social brain. The role of the serotonin transporter in human social behaviour. In: *European Molecular Biology Organization*, Vol. 8, Special Issue.
- McGoldrick, M. & Gerson, R. (2004):** Genogramme in der Familienberatung. Bern: Huber.
- Norcross, J. C., Beutler, L. E., Levant, R. F. (Eds.) (2006).** Evidence-based practices in mental health: Debate and dialogue on the fundamental questions (pp. 13-22). Washington, DC: American Psychological Association.
- Perrez, M. & Baumann, U. (2005).** Lehrbuch Klinische Psychologie – Psychotherapie. Klassifikation, Diagnostik, Ätiologie, Intervention von psychischen Störungen. Bern: Huber.
- Schaaf, C. P., Zschocke, J., Schaaf-Zschocke, C. (2008):** Basiswissen Humangenetik. Heidelberg: Springer.
- Schmidt, M. (2003).** Systemische Familienrekonstruktion. Göttingen: Hogrefe.
- Simon, F. B., Wimmer, R. & Groth, T. (2005):** Mehr-Generationen-Familienunternehmen. Heidelberg: Auer.

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. P. Kaiser
Dipl.-Psych., Psychologischer Psychotherapeut
Arbeitsbereich Psychologie
Universität Vechta
Postfach 1553
49364 Vechta
peter.kaiser@uni-vechta.de

HACI-HALIL USLUCAN

1.3 ERZIEHUNG IN MIGRANTENFAMILIEN: ENTWICKLUNGS- UND ERZIEHUNGSPSYCHOLOGISCHE PERSPEKTIVEN

Zusammenfassung

In der erziehungspsychologischen Forschung herrscht weitestgehend Konsens darüber, dass sich ein autoritativer Erziehungsstil als der optimale für die Entwicklung des Kindes erweist, während ein autoritärer Erziehungsstil als eher ungünstig für die Entwicklung des Kindes betrachtet wird. Kulturpsychologische Studien zeigen jedoch, dass autoritative Erziehung zwar für westeuropäische und nordamerikanische Kinder den optimalen Erziehungsstil darstellt, nicht jedoch bruchlos auch für Sozialisationsbedingungen in unterschiedlichen kulturellen Settings übertragen werden kann. An diese Befunde anknüpfend, werden Besonderheiten der Erziehung in Migrantenfamilien diskutiert sowie Ergebnisse eigener empirischer Untersuchungen mit deutschen Eltern und türkischen Migranteneltern in Berlin referiert. Abschließend wird auf einige methodische Fallen des interkulturellen Vergleichs hingewiesen.

Schlagworte

Erziehung, Migrantenfamilien, Integration

1.3.1 Einleitung

In der familienpsychologischen Forschung sowie in therapeutisch-beratenden Kontexten wird gesichertes und empirisch überprüfbares Wissen um die familialen Lebenswelten von Migranten immer wichtiger. Denn mit weit mehr als sieben Millionen Personen sind ausländische Familien in der Bundesrepublik keine vernachlässigbare Population mehr. Noch bedeutsamer wird dieser Befund, wenn die Orientierung nicht an der Nationalität bzw. dem Pass erfolgt, sondern an der familialen Erziehungswirklichkeit, d.h., wenn die kulturelle Herkunft der Eltern berücksichtigt wird. Denn dann haben rund 15 Millionen Menschen bzw. fast 20% der Gesamtbevölkerung einen Migrationshintergrund; langfristig betrachtet wird diese Zahl vermutlich eher zu- als abnehmen. Zugleich herrscht in der Migrationsforschung Einigkeit darüber, dass die unterstellte allmähliche Assimilation der Zuwanderer an die Lebensweise der Mehrheitsgesellschaft nicht haltbar ist; Migranten zeigen sowohl innerhalb ihrer eigenen Gruppe als auch im Vergleich der verschiedenen Migrantengruppen miteinander unterschiedliche Akkulturationsstrategien (Phinney, Ong & Madden, 2000). Angesichts dieser demografischen Entwicklung (Migranten sind im Schnitt rund zehn Jahre jünger) und der wachsenden Zahl von Kindern mit verschiedenem ethnischen und religiösen Hintergrund gilt es, wissenschaftlich und anwendungsorientiert Ausbildungen und Studiengänge wie „Pädagogik der frühen Kindheit“ etc. auch um das Thema der interkulturellen und interreligiösen Erziehung zu erweitern bzw. für interreligiöses Lernen zu öffnen bzw. diese Bereiche zu Kernkompetenzen von Erziehern, Pädagogen und Psychologen werden zu lassen.

Dabei ist festzuhalten, dass sowohl im Bereich der Gesundheit als auch in dem der Beratung und Erziehung für Migranten ein deutliches Missverhältnis zwischen dem Bedarf und den Möglichkei-

ten der Inanspruchnahme besteht, das nicht allein durch Wissensdefizite der Migranten bedingt ist. Vielmehr flößen die Formen der monokulturellen Ausrichtung der Institutionen Migranten wenig Vertrauen ein. Exemplarisch hierfür konnte bei einer Erhebung/Bedarfsanalyse in Regensburg gezeigt werden, dass der Anteil der Nichtdeutschen im Alter von 0 bis 27 Jahren etwa 12% betrug, in Risiko- und Krisenlagen Migranten deutlich überrepräsentiert waren, sie aber als „Kunden“ von Beratungsstellen deutlich unterrepräsentiert waren. Zugleich wurde deutlich, dass das bisherige Angebot nicht der Bedürfnisstruktur von Migranten entsprach: Sprachbarrieren, geringe Information über die Angebote sowie geringe vertrauensbildende Maßnahmen der beratenden Institutionen erwiesen sich als typische Barrieren (Seiser, 2006).

Im Folgenden werden einige Besonderheiten familialer Erziehung bei Migranten sowie Ergebnisse einer eigenen Studie referiert. Abschließend werden einige methodische Besonderheiten hervorgehoben, um die Befunde der Migrationsforschung angemessen zu verstehen.

1.3.2 Erziehung in Migrantenfamilien

Generell wird in der westlich geprägten erziehungspsychologischen Forschung (Baumrind, 1991) davon ausgegangen, dass ein autoritativer Erziehungsstil – damit sind eine hohe Zuwendung, Unterstützung, Wärme und eine hohe Selbstständigkeit bei gleichzeitig hohen Forderungen an das Kind gemeint – optimal für die Entwicklung des Kindes ist, während der autoritäre Erziehungsstil (rigide Durchsetzung der elterlichen Autorität, geringe Selbstständigkeit und hohe Kontrolle des Kindes) als eher ungünstig für die Entwicklung des Kindes eingeschätzt wird. Kulturpsychologische Studien zeigen jedoch, dass eine autoritative Erziehung zwar für westeuropäische und nordamerikanische Kinder den optimalen Erziehungsstil darstellt, u.a. dadurch, dass dieser zu einer höheren sozialen Kompetenz und höherer Selbstständigkeit führt. Dies konnte jedoch beispielsweise für chinesische und andere Kinder mit Migrationshintergrund nicht gezeigt werden (Leyendecker, 2003). Auch wies z.B. Schneewind (2000) darauf hin, dass ein autoritärer Erziehungsstil unter bestimmten Umständen, insbesondere wenn das Kind unter entwicklungsgefährdenden bzw. delinquenzförderlichen Umständen aufwächst, was in einigen Fällen für türkische Jugendliche zu vermuten ist, als durchaus funktional und sinnvoll zu betrachten ist. Das Einbringen von „guten Gründen“ für eine Mitgliedschaft bzw. Teilnahme an delinquenten Gruppen seitens der Jugendlichen wäre wenig sinnvoll, vielmehr brauchen diese Jugendlichen eine straffere Lenkung und Kontrolle. Insofern ist eine bruchlose Übertragung der Wirkungen bestimmter Erziehungsstile und -praktiken auf die kindliche Entwicklung in unterschiedlichen kulturellen Kontexten problematisch.

Im Migrationskontext sehen sich Migrantenfamilien stärker gezwungen, zusätzlich zur alltäglichen Gestaltung des Familienlebens ihr Verhaltensrepertoire zu erweitern, zu ändern und umzuorganisieren. In dem Maße jedoch, indem eine Akkulturation, d.h. eine Veränderung kulturbezogener Einstellungen, Werte und Verhaltensweisen, erfolgt, findet in der Regel auch eine Entfernung von den Werten der Herkunftskultur statt; dieser Widerspruch, sich einerseits in die Mehrheitsgesellschaft zu integrieren, andererseits aber auch kulturelle Wurzeln nicht ganz aufzugeben, gestaltet sich insbesondere im erzieherischen Kontext als spannungsgeladen. Denn besonders Kinder, die sich – aufgrund ihrer hiesigen schulischen Sozialisation – vermutlich rascher und intensiver als ihre Eltern an die Kultur des Einwanderungslandes akkulturieren, verlieren dadurch gleichzeitig ihre sozialisatorischen Bindungen an ihre Herkunftskultur (Garcia Coll & Magnusson, 1997). Migranteneltern könnten daher eher geneigt sein, diese als bedrohlich wahrgenommene Entfernung der jüngeren Generationen durch verstärktes Disziplinieren ihrer Kinder und die Erinnerung an eigenkulturelle Verhaltensweisen wiederherzustellen. Besonders in hierarchisch strukturierten Familien könnten aus

diesem unterschiedlichen Akkulturationsstand Spannungen erwachsen. So kann eine mit zunehmender Aufenthaltsdauer an Deutschen orientierte Autonomiebestrebung der Jugendlichen Konflikte mit der stärker kollektivistischen Orientierung der Familie auslösen. Allgemein lässt sich festhalten, dass vielfach durch unterschiedliche Annäherungen an Standards der neuen Kultur sowie Kompetenzzuwächse der Kinder, die ihre Eltern sprachlich und kognitiv „überflügeln“, übliche Rollenerwartungen erschüttert werden und Eltern in eine Situation geraten, in der sie mehr und mehr ihre Autorität als gefährdet erleben. Gerade Familien türkischer Herkunft entwickeln dann in der Aufnahmegesellschaft oft einen stärker behütenden und kontrollierenden Erziehungsstil als Familien in der Türkei. Entsprechend sehen sich diese Eltern dazu aufgerufen, Behütung und Kontrolle der Kinder und Jugendlichen (noch weiter) zu steigern (Nauck, 1990). Besonders Eltern der zweiten Generation von Migranten stehen vor der Notwendigkeit, ihren Kindern eine (eigen-)kulturelle Sozialisation anzubieten, und zwar von einer Kultur aus, in der sie selbst nicht mehr sicher und nicht zu Hause sind. Das kann sie anfällig machen für harte bzw. disziplinierende Erziehungspraktiken.

Häufig betrachten insbesondere muslimische Eltern die komplette Assimilation ihrer Kinder an deutsche Lebensverhältnisse als ihre größte Sorge, befürchten eine völlige kulturelle und religiöse Entfremdung und versuchen, diesem Problem mit einer intensiveren religiösen Werteerziehung beizukommen. Jedoch ist hier zu verdeutlichen, dass zwar das Aufwachsen in liberalen Gesellschaften gewisse Entwicklungsrisiken für Kinder birgt (vor denen die Eltern ihre Kinder durch eine starke religiöse Erziehung zu schützen versuchen), jedoch ist die Frage zu stellen, ob und inwiefern religiös geschlossene Gruppen bestimmte Risiken (Drogen- und Alkoholgebrauch, traumatisches Erlebnis elterlicher Scheidungen etc.) nur dadurch senken, dass sie die Auftretenswahrscheinlichkeit für andere Risiken (rigide Persönlichkeit, geringe Autonomie im Denken etc.) erhöhen. Diese Gefahren infolge einer Abschottung und Isolation werden natürlich größer, je weniger authentische Kontakte und persönliche Bekanntschaften mit deutschen Familien stattfinden; dann wird die Möglichkeit einer Gegen-erziehung – und zwar gegen explizit westliche bzw. für westlich gehaltene Werte – wahrscheinlicher.

Zugleich zeigen Befunde kulturvergleichender Forschung, dass dieselben Erziehungspraktiken unterschiedliche Auswirkungen haben: So stellte sich z.B. in den Studien von Deater-Deckard und Dodge (1997) körperliche Bestrafung erst dann als negativ heraus, wenn bestimmte Schwellenwerte überschritten wurden; insofern scheinen nicht lineare Beziehungen vorzuherrschen, was den Beitrag des elterlichen Erziehungsverhaltens auf die Ausprägung externalisierender Problemverhaltensweisen betrifft. Leichte körperliche Bestrafungen führten bei afro-amerikanischen Familien zu geringeren Verhaltensproblemen und waren als Erziehungsstil akzeptiert, während dieselbe Maßnahme in weißen amerikanischen Familien eher als ein Zeichen mangelnder Erziehungs-kompetenz gedeutet wurde.

Effekte einer harschen Disziplinierung bei Vorliegen einer emotional warmen Beziehung zwischen Eltern und Kindern sind nicht so gravierend wie bei einer emotional problematischen Beziehung (Beelmann et al., 2007; Uslucan, 2003).

Im Folgenden berichten wir exemplarisch von den Ausprägungen einiger für externalisierendes Problemverhalten relevanter Erziehungsstile in deutschen und türkischen Familien, d.h., es wird beschrieben, wie die Eltern selbst ihre Erziehung des befragten Kindes (die Kinder bzw. die Jugendlichen waren im Durchschnitt in beiden Gruppen etwa 14 Jahre alt) einschätzen (Uslucan, Fuhrer & Mayer, 2005).

Tabelle 1 zeigt hinsichtlich des Erziehungsstils „aggressive Strenge“, dass sowohl türkische Mütter als auch türkische Väter strenger gegenüber ihren Kindern sind. Was die elterliche Unterstützung betrifft, so berichten zum einen in beiden Gruppen Mütter von einer stärkeren Unterstützung als Väter, und zum anderen ist das Unterstützungsverhalten deutscher Eltern tendenziell stärker ausgeprägt als das türkischer Elternteile. Jedoch sind hier die Unterschiede im ethnischen Vergleich statistisch nicht signifikant. Deutlich stärker ausgeprägt sind dagegen die Forderungen nach Verhaltensdisziplin: Hier zeigt sich, dass in beiden Gruppen Mütter stärker Wert auf ein diszipliniertes Verhalten legen; insbesondere türkische Eltern verlangen von ihren Kindern in deutlich stärkerem Maße ein diszipliniertes Verhalten in der Öffentlichkeit.

Tabelle 1: Elterliche Bewertung der eigenen Erziehung (Mittelwerte (M) und Standardabweichungen (SD))

Erzieherische Dimension	Deutsche Eltern				Türkische Eltern			
	Mütter		Väter		Mütter		Väter	
	M	SD	M	SD	M	SD	M	SD
Aggressive Strenge	1.58	.44	1.57	.50	1.74	.61	1.75	.63
Unterstützung	4.25	.44	4.01	.53	4.17	.67	3.90	.66
Verhaltensdisziplin	2.68	.62	2.57	.59	3.71	.77	3.47	.74
Inkonsistenz	1.75	.49	1.83	.58	2.04	.62	2.06	.63

Tabelle 2: Elterliche Erziehungsstile in Abhängigkeit des Bildungshintergrundes (Hauptschule als höchster Bildungsabschluss); Mittelwerte (M), Standardabweichungen (SD) und Stichprobengröße (N)

Variablen	Türkische Eltern			Deutsche Eltern			F	p
	N	M	SD	N	M	SD		
Aggressive Strenge (M)	33	1.67	.54	46	1.86	.54	2.44	.12
Unterstützung (M)	35	4.22	.70	47	4.11	.47	.82	.36
Verhaltensdisziplin (M)	36	3.51	.83	46	3.00	.52	11.74	.00
Inkonsistenz (M)	32	1.94	.48	44	2.03	.55	.60	.43
Aggressive Strenge (V)	32	1.77	.73	36	1.80	.69	.32	.86
Unterstützung (V)	30	3.97	.63	38	3.95	.60	.00	.92
Verhaltensdisziplin (V)	36	3.83	.68	38	3.09	.66	22.0	.00
Inkonsistenz (V)	34	2.11	.61	37	2.08	.74	.02	.88

Hinsichtlich des „inkonsistenten Erziehungsstils“ fällt auf, dass in beiden Gruppen Mütter von

einem konsistenteren Erziehungsstil berichten als Väter. Jedoch weisen hier türkische Elternteile höhere Inkonsistenzwerte auf. Allerdings ist hier, bevor unreflektiert lediglich ethnische Hintergründe als Gewaltrisiken betrachtet werden, vor Augen zu führen, dass sich die verglichenen Eltern insbesondere in ihren Bildungsvoraussetzungen und -hintergründen auffallend stark unterscheiden. Ein Vergleich deutscher und türkischer Eltern, bei dem der Bildungshintergrund parallelisiert wurde – so wurden z.B. nur Eltern in die Analyse einbezogen, die einen Hauptschulabschluss als höchsten Bildungsabschluss haben –, brachte folgende Ergebnisse:

Nach Kontrolle des Bildungshintergrundes wird also deutlich, dass dysfunktionale Erziehungsmuster in türkischen Familien zurückgehen bzw. bei deutschen Familien, die nur über einen Hauptschulabschluss verfügen, stärker ausgeprägt sind. So ist denkbar, dass türkische Eltern mit einem Hauptschulabschluss im Vergleich zu ihrer eigenkulturellen Referenzgruppe über eine durchschnittliche bis hohe Bildung verfügen, da in der Türkei aufgewachsene Elternteile vielfach nur über einen Grundschulabschluss verfügen, während deutsche Eltern mit nur einem Hauptschulabschluss im Vergleich zu der (deutschen) Gesamtbevölkerung eher zu den Bildungsverlierern zählen (Uslucan, 2008).

1.3.3 Methodische Bedenken

Methodisch gilt es, sich von verallgemeinernden Vorstellungen von „der ausländischen Familie“ zu distanzieren und vielmehr auf den Einfluss und die Auswirkungen der jeweiligen Herkunft auf das Zusammenleben in der Familie, aber auch auf das Leben in und mit der Aufnahmegesellschaft zu achten. So ist z.B. erwiesen, dass die Variation, die Heterogenität innerhalb der Migranten, aber auch innerhalb einer einzelnen Migrantengruppe, wie etwa der türkischstämmigen Bevölkerung, größer ist als in der deutschen Population (z.B. ist es forschungsmethodisch geboten, eine angemessene Zahl von innerethnischen Gruppierungen wie Lazen, Kurden, Türken, aber auch religiös verschiedene Gruppierungen wie Aleviten und sunnitische Muslime in einer Stichprobe zu haben, um annähernd repräsentative Ergebnisse für „die Türken“ zu haben). Die naive Annahme eines Zusammenfallens von kultureller und ethnischer Identität erweist sich als problematisch. Es kann z.B. nicht einfach von „den Türken“ geredet werden. Fremdzuschreibungen und Selbstzuschreibungen decken sich vielfach nicht, so etwa, wenn Migranten von Deutschen als Türken wahrgenommen werden, sie selbst sich jedoch aus einer Innenperspektive als Kurden verstehen.

Auch ist festzuhalten, dass kaum für alle Migrantengruppen in gleichem Maße wirksame objektive Faktoren gelingender Integration vorliegen, sondern diese von sehr unterschiedlichen Aspekten wie etwa der Freiwilligkeit der Migration und dem sich daraus ergebenden Akkulturationsdruck und der kulturellen Distanz des jeweiligen Herkunftslandes zur Aufnahmegesellschaft abhängen.

Literatur

- Baumrind, D. (1991).** Effective parenting during early adolescence transition. In P. A. Cowan & M. E. Hetherington (Eds.), *Family transitions* (pp. 111-163). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Beelmann, A., Stemmler, M., Lösel, F. & Jausch, S. (2007).** Zur Entwicklung externalisierender Verhaltensprobleme im Übergang vom Vor- zum Grundschulalter: Eine differenzielle Analyse von Risikoeffekten des mütterlichen und väterlichen Erziehungsverhaltens. *Kindheit und Entwicklung*, 4, 229-239.
- Deater-Deckard, K. & Dodge, K. A. (1997).** Externalizing behavior problems and discipline revisited: Nonlinear effects and variation by culture, context, and gender. *Psychological Inquiry*, 8 (3), 161-175.
- Garcia Coll, C. & Magnusson, K. (1997).** The psychological experience of immigration: A developmental perspective. In A. Booth, A. C. Crouter & N. Landale (Eds.), *Immigration and the family* (pp. 91-132). Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Leyendecker, B. (2003).** Frühe Entwicklung im soziokulturellem Kontext. In H. Keller (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung* (S. 381-431). Bern: Huber.
- Nauck, B. (1990).** Eltern-Kind-Beziehungen bei Deutschen, Türken und Migranten. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 16, 87-120.
- Phinney, J. S., Ong, A., & Madden, T. (2000).** Cultural values and intergenerational value discrepancies in immigrant and non-immigrant families. *Child Development*, 71, 528-539.
- Schneewind, K. A. (2000).** Kinder und elterliche Erziehung. In W. Lauterbach & A. Lange (Hrsg.), *Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21sten Jahrhunderts – Konstanz und Wandel des Kindseins* (S. 187-208). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Seiser, K. (2006)** „Das ist bei türkischen Familien so ...“ Psychodynamische, kulturelle und migrations-spezifische Aspekte der Beratung von Migrantenfamilien. In K. Menne, A. Hundsalz (Hrsg.), *Jahrbuch für Erziehungsberatung*, Band 6 (S. 241-255). München: Juventa.
- Uslucan, H.-H. (2003).** Soziale Verunsicherung, Familienklima und Gewaltbelastung türkischer Jugendlicher. *Zeitschrift für Türkeistudien*, 15, Heft 1+2, 49-73.
- Uslucan, H.-H., Fuhrer, U. & Mayer, S. (2005).** Erziehung in Zeiten der Verunsicherung. In T. Borde & M. David (Hrsg.), *Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund* (S. 65-88). Frankfurt: Mabuse.
- Uslucan, H.-H. (2008).** Gewalt und Gewaltprävention bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In *Texte zur Inneren Sicherheit. Schwerpunkt: Gelingensbedingungen und Grundlagen nachhaltiger Gewaltprävention*. Herausgegeben vom Bundesministerium des Innern (S. 153-176). Berlin: BMI.

Korrespondenzadresse

PD Dr. Haci-Halil Uslucan

Vertretungsprofessur für Pädagogische Psychologie
Helmut-Schmidt-Universität Hamburg
Holstenhofweg 85
22043 Hamburg
uslucan@hsu-hh.de

1.4 KINDER IN GLEICHGESCHLECHTLICHEN PAARBEZIEHUNGEN

Zusammenfassung

Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit Kindern sind eine zunehmend wahrgenommene und zahlenmäßig bedeutsame Familienform, obwohl genauere Daten zu ihrer Verbreitung bislang fehlen. Anders als bei heterosexuellen Familien dominieren hier Stieffamilien und Familien, deren Kinder durch reproduktionsmedizinische Maßnahmen gezeugt wurden, das Bild. Dieser Beitrag zeigt die verschiedenen Wege in die Elternschaft mit Bezug auf die spezifischen sozialen und rechtlichen Rahmenbedingungen.

Schlagworte

gleichgeschlechtliche Lebensweisen, eingetragene Lebenspartnerschaft, Regenbogenfamilie, Insemination, Stiefkindadoption, Yes-Spender, No-Spender

1.4.1 Einleitung

Bunt und vielfältig, das sind Regenbogenfamilien. Trotz zunehmender gesellschaftlicher Offenheit für gleichgeschlechtliche Lebensweisen sind verschiedene Aspekte dieser Partnerschaften und Familien bislang unbekannt – allen voran ihre genaue Anzahl. Gleichgeschlechtliche Paare werden zwar seit geraumer Zeit im Mikrozensus erfasst und ausgewiesen, aufgrund der geringen Datenbasis sind Hochrechnungen auf die Verbreitung in der Bundesrepublik jedoch mit großen Schätzfehlern behaftet. Für 2006 weist diese Quelle rund 62.300 gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit gemeinsamem Haushalt aus. In rund 5.000 Familien wachsen schätzungsweise 6.600 Kinder auf.

Seit 2001 existiert in Deutschland die Möglichkeit der Begründung einer eingetragenen Lebenspartnerschaft (LP) für gleichgeschlechtliche Paare, eine Heirat dagegen ist nicht möglich. Diese neu geschaffene Institution, geregelt durch das Lebenspartnerschaftsgesetz (LPartG), sichert den Partnerinnen und Partnern in weiten Bereichen eheähnliche Rahmenbedingungen. Doch auch nach der Überarbeitung des LPartG im Jahre 2005 bestehen noch bedeutsame Unterschiede. Die Möglichkeit einer eingetragenen Lebenspartnerschaft haben dem Mikrozensus zufolge 11.900 gleichgeschlechtliche Paare wahrgenommen, und zwar zum überwiegenden Teil Männerpaare (ca. 71%). Die generell geringe Familienquote variiert kaum mit der Institutionalisierung in Form der eingetragenen Lebenspartnerschaft, doch leben knapp 29% dieser Kinder bei einem Elternpaar in LP (Eggen, 2009). Vor diesem Hintergrund werden im Folgenden die unterschiedlichen Wege in die Elternschaft und ihre sozialen und rechtlichen Rahmenbedingungen wie auch Konsequenzen genauer betrachtet.

1.4.2 Leibliche Kinder

Ebenso wie bei heterosexuellen Partnerschaften stellt die leibliche Elternschaft für gleichgeschlechtliche Paare die zahlenmäßig bedeutendste Form der Elternschaft dar (Eggen, 2007), die in sich wiederum relevante Differenzen aufweist. Zunächst wird auf die bislang häufigste Variante der Elternschaft (Eggen, 2007) eingegangen: Familien mit Kindern aus einer vorherigen heterosexuellen Partnerschaft.

1.4.2.1 Leibliche Kinder aus früheren heterosexuellen Beziehungen

Ein Teil der gleichgeschlechtlichen Frauen oder Männer erkennt erst im Laufe einer heterosexuellen Beziehung seine sexuelle Orientierung, teils nachdem bereits Kinder geboren wurden. Das Coming-out und die Trennung vom (Ehe-)Partner sind in diesen Fällen meist die Konsequenzen. Gehen diese Männer und Frauen dann eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft ein, entsteht ein komplexes Beziehungsgefüge (Fthenakis & Ladwig, 2002). Damit stehen Regenbogenfamilien ähnlichen Anforderungen und ggf. Schwierigkeiten gegenüber wie heterosexuelle Folge- und Patchworkfamilien. Auch in diesen Familien muss das Kind Lebensereignisse wie die Trennung vom anderen leiblichen Elternteil, den Auszug aus der gemeinsamen Wohnung oder das Zusammenziehen mit dem neuen/der neuen (homosexuellen) Partner(in) des Vaters oder der Mutter bewältigen. Wie in anderen Familienkontexten können sich diese Übergänge auf das psychische Wohlbefinden und die kindliche Entwicklung (z.B. Anpassungsstörungen) auswirken (Bodenmann, 2006).

Konkrete Anforderungen ergeben sich aus der Notwendigkeit, Aufgaben und Rollen neu zu definieren und die Beziehungen auch über die Trennung hinweg zu stabilisieren (Zill et al., 1993). Belange des Sorgerechts, des Unterhalts und des Umgangs müssen zwischen den Parteien geregelt werden – sei es auf informellem oder auf gerichtlichem Weg. Die Kooperation gelingt den Eltern unterschiedlich gut, und entsprechend variiert auch der Kontakt zwischen dem Kind und seinem externen Elternteil. Dessen Beteiligung an der Erziehung reicht von der bewussten Beibehaltung einer umfangreichen Verantwortung und der Partizipation an wichtigen Entscheidungen des Alltags bis hin zum vollständigen Kontaktabbruch.

In Bezug auf den neuen sozialen Elternteil ergibt sich ebenfalls ein breites Spektrum der Beziehungsgestaltung. Dabei ist aufgrund der rechtlichen Vorschriften nur in Ausnahmefällen zu erwarten, dass eine Stiefkindadoption erfolgt. Diese ist seit der Überarbeitung des LPartG von 2005 für eingetragene Lebenspartnerinnen und -partner zwar grundsätzlich möglich, allerdings – wie bei anderen Stieffamilien auch – nur bei Einwilligung des anderen leiblichen Elternteils in die Stiefkindadoption. Letzterer würde damit auf alle Rechte und Pflichten dem Kind gegenüber verzichten, und das Kind würde sämtliche Ansprüche (Erbschaft, Unterhalt etc.) ihm gegenüber verlieren (Jansen et al., 2007). In dieser Familienkonstellation finden sich demnach überwiegend soziale Elternteile, die die Erziehungsverantwortung engagiert wahrnehmen (Jansen et al., 2007) und, sofern sie verpartnert sind, das kleine Sorgerecht ausüben können.

1.4.2.2 Leibliche Kinder aus der aktuellen Partnerschaft

Eine bedeutsame Möglichkeit für Frauen, sich ihren Kinderwunsch zu erfüllen, eröffnet das Verfahren der donogenen Insemination (DI), worunter die Befruchtung mittels gespendeter Samenzellen verstanden wird. Obwohl davon ausgegangen wird, dass lesbische Frauen zunehmend auf die Möglichkeit der DI zurückgreifen (Eggen, 2007), ist unbekannt, wie viele Kinder bisher und jährlich auf diesem Wege in Deutschland in eine Frauenbeziehung geboren wurden bzw. werden (Jansen et al., 2007).

Die Verwirklichung eines entsprechenden Vorhabens ist keineswegs leicht. U.a. geht es um die Frage, ob der Samenspender aus dem Bekannten- oder Freundeskreis sein soll, mittels Anzeige gesucht wird oder ob der Weg über eine Samenbank gewählt wird. Entscheidet sich das Paar für eine Samenbank, so schließt sich die Frage an, ob der Spendersamen von einem Yes- oder von einem No-Spender kommen soll. Bei einer No-Spende bleibt dem Kind die Möglichkeit verwehrt, die Identität des Vaters zu erfahren. Hingegen kann sich das Kind bei einer Yes-Spende zu einem späteren Zeitpunkt über die Identität des Spenders informieren und ggf. sogar Kontakt zu ihm aufnehmen (Jansen et al., 2007). In Deutschland sind No-Spenden nicht zulässig, da das Recht des Kindes auf Kenntnis seiner Abstammung gewahrt werden muss. Auch unterliegt die professionelle Durchführung der Insemination in der BRD standesärztlichen Reglementierungen.

Nach der Geburt werden sich die Mütter Gedanken machen, wie und wann sie ihr Kind über seine Entstehungsgeschichte informieren. Studien weisen darauf hin, dass die Eltern-Kind-Beziehung von Kindern, die frühzeitig über den Umstand ihrer Zeugung aufgeklärt werden, nicht negativ beeinflusst wird (Scheib et al., 2003, 2005) bzw. dass die Kinder größtenteils mit Interesse darauf reagieren (Rumball & Adair, 1999). Gleichzeitig gibt es Befunde, wonach DI-Kinder, die in heterosexuellen Familien aufgewachsen sind und die spät und unter ungünstigen Umständen von ihrer Zeugung erfuhren, über Misstrauen gegenüber ihrer Familie, Verlust und Trauer darüber, die eigene Herkunft nicht vollständig zu kennen, berichten (Turner & Coyle, 2000). Darüber hinaus besteht bei einem Großteil der DI-Kinder das Bedürfnis, mehr über den Spender zu wissen, sich ein Bild von ihm zu machen, und teilweise auch der Wunsch, ihn kennenzulernen, nicht zuletzt, um die eigene Identität zu vervollständigen (Brewaeyts et al., 2005; Rumball & Adair, 1999; Scheib et al., 2003, 2005; Turner & Coyle, 2000; Vanfraussen et al., 2001).

Ist der Spender ein Bekannter oder Freund, stellt sich die Frage, welche Rolle er im Leben des Kindes zukünftig einnimmt und ob er Erziehungsverantwortung übernimmt. Hier kann ein Beziehungsgefüge entstehen, in dem es erforderlich ist, die Rollen der Beteiligten zu definieren sowie die Vorstellungen über Erziehungswerte, -ziele und -verhalten zu reflektieren und aufeinander abzustimmen. Bei solchen Familienkonstellationen wird die Elterndyade zu einem Mehrelternmodell erweitert – wie es v.a. bei der „queer family“ der Fall ist. Hierunter werden Familien verstanden, in denen schwule Männer und lesbische Frauen bzw. Paare gemeinsam ihren Kinderwunsch erfüllen.

Soweit der Spender eine Rolle spielen soll, müssen sich die Beteiligten mit den rechtlichen Rahmenbedingungen auseinandersetzen: Sie müssen z.B. entscheiden, ob er ins Geburtenbuch eingetragen werden soll. Dabei geht es auch um die Frage, ob die soziale Mutter das Kind nach der Geburt im Rahmen einer Stiefkindadoption annehmen möchte, was bei der Verwirklichung eines gemeinsamen Kinderwunsches häufig gewünscht ist (Jansen et al., 2007).

1.4.3 Aufnahme fremder Kinder in die Familie

Eine Variante der Familiengründung, die auch gleichgeschlechtlichen Paaren – und hier insbesondere Männerpaaren, welche größere Schwierigkeiten haben, leibliche Kinder zu bekommen (Fthenakis & Minsel, 2001) – offensteht, ist die Annahme fremder Kinder, entweder als Pflege- oder als Adoptivkind. Allerdings treten sie hier in Konkurrenz zu heterosexuellen Paaren. Amerikanischen Quellen zufolge sind heute gleichgeschlechtliche Paare durchaus als Pflege- oder Adoptiveltern akzeptiert (Brodzinsky, 2003). Insgesamt rund 4% aller Adoptivkinder und 6% der Pflegekinder wachsen in den USA in Regenbogenfamilien auf (Gates et al., 2007). Der Anteil dürfte in Deutschland nicht höher liegen. Aufgrund ihrer Seltenheit haben wir bislang nur sehr wenige Informatio-

nen über die Entwicklung von Adoptiv- und Pflegekindern in Regenbogenfamilien. Die generell nachgewiesene Erziehungskompetenz der Regenbogeneltern und ihre Bemühungen um die kindliche Entwicklung können sicherlich auch auf diese Variante der Familiengründung übertragen werden (Jansen et al., 2007). Vorbehalte gegen gleichgeschlechtliche Elternschaft, die u.a. die Vermittlung von Geschlechtsrollen und die sexuelle Entwicklung der Kinder betreffen, haben sich nicht bestätigt (Patterson, 2005; Jansen, 2007). In Bezug auf gleichgeschlechtliche Pflegefamilien berichten auch die Jugendämter über positive Erfahrung bezüglich der kindlichen Entwicklung (Jansen, 2007, S. 103). Für Adoptivkinder kann auf das allgemeine Ergebnis hingewiesen werden, dass sich die Kinder in der Regel gut entwickeln und eine positive Beziehung zu ihren Eltern aufbauen. Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass Kinder, die aus der eigenen Familie herausgenommen werden und bei „Ersatz- oder Zusatzeltern“ aufwachsen, aufgrund dieser biografischen Passage sowie den dazu führenden Hintergründen gewisse Entwicklungsrisiken (z.B. Erfahrungen in der Herkunftsfamilie, Trennung, Anzahl der Fremdunterbringungen, Unsicherheit durch den Pflegestatus) aufweisen (Textor, 2006). Diese Anforderungen betreffen Regenbogenfamilien ebenso wie andere aufnehmende Familien.

Gleichgeschlechtliche Adoptiveltern – und damit auch ihre Kinder – sind in formalrechtlicher Sicht Ehepaaren gegenüber benachteiligt, da in Deutschland nicht beide Elternteile gemeinsam adoptieren können (Gesetz zur Überarbeitung des Lebenspartnerschaftsrechts - LPartÜG). Dadurch wird das Kind nur mit einem Elternteil verwandt, und es fehlt die Absicherung durch einen zweiten. Eine mangelhafte Absicherung betrifft das Kind wie auch den zweiten Elternteil, der keine eigenständige rechtliche Beziehung zum Kind besitzt, sondern lediglich das kleine Sorgerecht ausüben kann, sofern eine LP besteht. Da dieser Elternteil aber sehr wohl eine soziale und emotionale Beziehung entwickelt, kann die Unsicherheit und Nachrangigkeit als Diskrepanz zu den realen Verhältnissen und als gesellschaftliche Geringschätzung der tatsächlichen Verhältnisse empfunden werden.

Fazit

Die Eltern-Kind-Verhältnisse und -Beziehungen sind in unserer Gesellschaft vielfältig, ganz besonders jedoch trifft dies auf die Regenbogenfamilien zu. Kennzeichnend ist, dass – von Ausnahmen abgesehen – das biologische Kind mit einem biologischen und einem sozialen Elternteil zusammenlebt. Die verschiedenen Elternpositionen gehen jedoch mit unterschiedlichen Rechten und Pflichten einher, deren Konsequenzen zu bedenken sind. Somit ist diese Familienform durch besondere Gestaltungsaufgaben und Anforderungen gekennzeichnet. Letztere beziehen sich sowohl auf den gewählten bzw. den biografischen (Um-)Weg in die gleichgeschlechtliche Beziehung bzw. die Regenbogenfamilie als auch auf die besonderen sozialen und rechtlichen Konstellationen, die damit einhergehen. Andererseits sind Regenbogenfamilien oftmals auch mit Problemen konfrontiert, die denen anderer Stief- und Patchworkfamilien gleichen. Allen bisherigen Erfahrungen zufolge meistern die Eltern in Regenbogenfamilien diese Herausforderungen mit einem hohen Verantwortungsbewusstsein und großem Einsatz für ihre Kinder – obwohl es ihnen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen teilweise nicht leicht machen.

Literatur

- Bodenmann, G. (2006).** Die Folgen von Scheidung für die Kinder aus psychologischer Sicht. In A. Rumo-Jungo, P. Pichonnaz (Hrsg.), *Kind und Scheidung. Symposium zum Familienrecht 2005* (S. 73-95). Zürich: Schulthess.
- Brewaeys, A., Dufour, S., Kentenich, H. (2005).** Sind Bedenken hinsichtlich der Kinderwunschbehandlung lesbischer und alleinstehender Frauen berechtigt? *J. Reproduktionsmed. Endokrinol*, 1, 35-40.
- Brodzinsky, D. (2003).** Adoption by Lesbian and Gays: A National Survey of Adoption Policies Practices and Attitudes. New York: Donaldson Adoption Institute.
- Eggen, B. (2007).** Homosexuelle Paare mit Kindern. In: *FamPra.ch*, 8. Jg., Heft 4, S. 823-838.
- Eggen, B. (2009).** Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften ohne und mit Kindern. Eine Auswertung des Mikrozensus 2006, ifb-Materialien, Bamberg.
- Fthenakis, W. E./Minsel, B. (2001).** Die Rolle des Vaters in der Familie: Zusammenfassung des Forschungsberichts. Berlin: BMFSFJ.
- Fthenakis, W. E., Ladwig, A. (2002).** Homosexuelle Väter. In W. E. Fthenakis, M. R. Textor (Hrsg.): *Mutterschaft, Vaterschaft* (S. 129-154). Weinheim: Beltz.
- Gates, G. J., Lee Badgett, M. V., Ehrle Macomber, J., Chambers, K. (2007).** Adoption and Foster Care by Gay and Lesbian Parents in the United States. Washington, DC.: Urban Institute.
- Jansen, E., Greib, A., Bruns, M. (2007).** Regenbogenfamilien – alltäglich und doch anders. Beratungsführer für lesbische Mütter, schwule Väter und familienbezogenes Fachpersonal. Köln: LSVD.
- Patterson, C.J. (2005).** Lesbian and Gay Parenting. American Psychological Association (Hrsg.).
- Rumball, A., Adair, V. (1999).** Telling the story: parents' scripts for donor offspring. *Human Reproduction*, 5, 1392-1399.
- Scheib, J. E., Riordan, M., Rubin, S. (2003).** Choosing identity-release sperm donors: the parents' perspective 13-18 years later. *Human Reproduction*, 5, 1115-1127.
- Scheib, J. E., Riordan, M., Rubin, S. (2005).** Adolescents with open-identity sperm donors: reports from 12-17 year olds. *Human Reproduction*, 1, 239-252.
- Textor, M. R. (2006).** Adoptiv- und Pflegefamilien. In *Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik*, PDF: <http://www.familienhandbuch.de/cms/Familienforschung-Adoptivfamilien.pdf> <11.03.2009>.
- Turner, A. J., Coyle, A. (2000).** What does it mean to be a donor offspring? The identity experiences of adults conceived by donor insemination and the implications for counselling and therapy. *Human Reproduction*, 9, 2041-2051.
- Vanfraussen, K., Ponjaert-Kristoffersen, I., Brewaeys, A. (2001).** An attempt to reconstruct children's donor concept: a comparison between children's and lesbian parents' attitudes towards donor anonymity. *Human Reproduction*, 9, 2019-2025.
- Zill, N., Morrison, D. R., Coiro, M. J. (1993).** Long-term effects of parental divorce on parent-child relationship, adjustment, and achievement in young adulthood. *Journal of Family Psychology*, 7, 91-103.

Korrespondenzadressen

Dr. Marina Rupp

Dipl.-Soz., Dr. rer. pol.
Staatsinstitut für Familienforschung an
der Universität Bamberg (ifb)
Heinrichsdamm 4
96047 Bamberg
marina.rupp@ifb.uni-bamberg.de

Dipl.-Psych. Pia Bergold

Dipl.-Soz. Andrea Dürnberger
Staatsinstitut für Familienforschung an
der Universität Bamberg (ifb)
Heinrichsdamm 4
96047 Bamberg
pia.bergold@ifb.uni-bamberg.de
andrea.duernberger@ifb.uni-bamberg.de

2 FAMILIEN, KARRIERE, KINDER – DIE ZENTRALEN ENTWICKLUNGSAUFGABEN

KLAUS A. SCHNEEWIND, CHRISTIAN REEB

2.1. VEREINBARKEIT VON FAMILIE UND BERUF: WELCHEN BEITRAG LEISTEN FAMILIEN?

Zusammenfassung

Vor dem Hintergrund der Bedeutung einer gelingenden Vereinbarkeit von Familie und Beruf für eine positive gesellschaftliche und private Entwicklung werden als potenzielle Akteure, die zu diesem Ziel beitragen können, der Staat, Unternehmen, Paare und Familien sowie einzelne Personen unterschieden. Angesichts einer beträchtlichen Zahl von Doppelverdienerfamilien mit Kindern unter 18 Jahren stellt sich die Frage, welche Maßnahmen von Familien ergriffen werden können, um einen eigenständigen Beitrag zur Vereinbarkeitsgestaltung zu leisten. Hierzu werden sechs adaptive Strategien vorgestellt, die sowohl mit dem Vereinbarkeitserleben als auch mit Merkmalen des persönlichen Wohlbefindens und der allgemeinen bzw. bereichsspezifischen Lebenszufriedenheit im Zusammenhang stehen. Diese Befunde legen Interventionsmaßnahmen mit dem Ziel einer Stärkung adaptiver Strategien nahe, die zur Ausgewogenheit des Berufs- und Familienlebens beitragen können.

Schlagworte

Akteure der Vereinbarkeitsgestaltung, berufstätige Mütter, Doppelverdienerfamilien, adaptive Strategien

2.1.1 Zur Relevanz der Vereinbarkeit von Familie und Beruf

„Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist Top-Thema“ befindet der Familien-Report 2009 des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2009, S. 36) für Deutschland. Der Internet-Buchhändler „Amazon“ bietet zum Stichwort „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ 71 Titel an (Stand: März 2009), was auch für die Top-Thema-These spricht. Hinzu kommt, dass z.B. nach den Befunden des Familienmonitors 2008 immerhin 64% einer repräsentativen Stichprobe von berufstätigen Müttern mit Kindern unter 18 Jahren der Meinung sind, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Deutschland schlechter gelöst ist als in anderen Ländern (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2008, S. 4). Dies ist auch vor dem Hintergrund zu sehen, dass die Erwerbstätigenquote von Müttern, die in einer Partnerschaft leben oder alleinerziehend sind, bei gleichbleibend hoher Quote der Väter in den letzten 30 Jahren deutlich gestiegen ist (nach den Mikrozensusdaten des Jahres 2007 hatte sie sich auf 59,2% erhöht). Im Jahr 2007 lag für die insgesamt 5,9 Millionen verheirateten und unverheirateten Doppelverdienerpaare mit Kindern die Erwerbstätigenquote bei 51,2% (Statistisches Bundesamt, 2008, S. 16 f.). Es sind diese Doppelverdienerfamilien, für die das Vereinbarkeitsthema in besonderem Maße ein „Top-Thema“ ist. Im Folgenden soll verdeutlicht werden, dass

sich die Adressaten und Akteure einer gelingenden Balance von Familie und Beruf auf mehreren Ebenen bewegen, wobei jedoch vielfältige Einfluss- und Wechselwirkungsprozesse zu berücksichtigen sind (Schneewind & Kupsch, 2006; Schneewind, Kupsch & Dillitzer, 2005). Ein besonderes Augenmerk soll auf die Frage gerichtet werden, welchen Beitrag Doppelverdienerfamilien selbst zu einer gelingenden Vereinbarkeit der beiden Lebensbereiche „Familie“ und „Beruf“ leisten können.

2.1.2 Akteure und Aufgaben einer gelingenden Vereinbarkeitsgestaltung

Im Wesentlichen lassen sich vier Ebenen unterscheiden, auf denen Vereinbarkeitsthemen behandelt werden (Schneewind, 2009):

1) Die staatliche Ebene. Es geht dabei vor allem um a) gesetzgeberische Maßnahmen (z.B. Erziehungsgeld/Elternzeit, außerfamiliale Kinderbetreuung, Recht auf Teilzeitarbeit, gleiche Entlohnung von Männern und Frauen), b) Bereitstellung finanzieller Mittel (z.B. Elterngeld, familienorientierte Steuerprivilegien, finanzielle Unterstützung von Kindern), c) Initiierung und Koordinierung von Aktivitäten (z.B. Verbesserung infrastruktureller Bedingungen wie flexible Öffnungszeiten für Kinderbetreuungseinrichtungen, sichere Nachbarschafts-/Verkehrsbedingungen, Spielplätze), d) Herstellen von Partnerschaften (z.B. mit Schulen, Firmen, Kirchen, Familienzentren, Medien).

2) Die Unternehmensebene. Wichtig sind hier u.a. a) Flexibilität am Arbeitsplatz (z.B. zeitliche und örtliche Anpassung der Berufstätigkeit von Eltern durch Maßnahmen wie Gleitzeit oder Teleworking), (b) Gewährung von Fehlzeiten (z.B. Elternzeit von Müttern und Vätern, Fehlen im Falle familialer Notfälle, Beurlaubung zur Weiterbildung), c) Betreuungseinrichtungen (z.B. firmeneigener Kinderbetreuungsservice, günstige Familienwohnungen, Hilfe bei der Gewinnung von Tagesmüttern), d) Weiterbildung von Vorgesetzten (z.B. zur Förderung der Sensibilität für Eltern am Arbeitsplatz oder Schaffung einer familienfreundlichen Atmosphäre am Arbeitsplatz).

3) Die Paar- und Familienebene. Hierbei stehen im Vordergrund a) Stärkung von Paarkompetenzen (z.B. Beziehungen pflegen und das Verhaltensrepertoire erweitern, etwa durch spezielle Kommunikationsfertigkeiten und funktionale Formen der Konfliktregulation im Hinblick auf eine als gerecht erlebte Aufgabenteilung bezüglich Hausarbeit, Kinder- und Altenbetreuung), b) Förderung elterlicher Kompetenzen (z.B. durch den Erwerb von Erziehungswissen, die Gestaltung einer entwicklungsförderlichen Umgebung für Kinder, Praktizieren einer positiven Familienkultur).

4) Die Personenebene. Hierbei stehen die individuellen Gegebenheiten und Möglichkeitsräume für eine eigenständige Selbst-Entwicklung im Vordergrund. Auf der Basis grundlegender persönlichkeitspsychologischer Überlegungen wurde hierzu das Münchner Selbst-Coaching-Rad entwickelt (Schneewind, 2006), das aus insgesamt neun Segmenten mit folgenden Akzentsetzungen besteht: Selbst-Klärung, Selbst-Beschränkung, Selbst-Häutung, Selbst-Kontrolle, Selbst-Motivation, Selbst-Wirksamkeit, Selbst-Überwindung, Selbst-Verwöhnung und Selbst-Erweiterung.

2.1.3 Adaptive Strategien von Doppelverdienerfamilien zur Vereinbarkeitsgestaltung

Insbesondere Doppelverdiener mit kleinen Kindern sind täglich aufs Neue gefordert, ihren eigenen Zielen wie auch externen Anforderungen gerecht zu werden und sich immer wieder an wechselnde Gegebenheiten anzupassen. Familien setzen, um dies zu erreichen, bewusst wie auch unbewusst Strategien ein, deren Anwendung und Erfolg grundsätzlich vom gegenwärtigen Le-

bensabschnitt, den Rahmenbedingungen wie Wohnort oder Einkommen, dem Familientyp oder dem sozialen Kontext abhängen und daher variieren können. Für Maßnahmen und Einstellungen, die durch mögliche Konflikte zwischen Beruf und Familie ausgelöst werden und geeignet sind, die Balance zwischen den beiden Domänen zu verbessern (Schneewind & Kupsch, 2006), hat sich seit der Veröffentlichung von Moen und Wethington (1992) die Bezeichnung „adaptive Strategien“ eingebürgert. Neben eher reduktionsorientiertem Verhalten (wie z.B. dem Verzicht auf Karriere, Kinder oder Freizeit) konnten im Rahmen dreier wegweisender qualitativer Studien auch viele ressourcenorientierte Strategien identifiziert werden (Haddock et al., 2001; Hall, 2007; Viereck; 2005). Inhaltlich ließen sich dabei sechs große Bereiche herausarbeiten (Kupsch, Schneewind & Reeb, im Druck), auf die nun näher eingegangen werden soll.

Dyadisches Coping umfasst als Strategie partnerschaftliche Unterstützung auf praktischer wie auch auf emotionaler Ebene. Gemeinsame Problembewältigung, Entspannung und Kommunikation sind hier als wichtigste Coping-Komponenten zu nennen. Für Paare, die in diesem Bereich Verbesserungsbedarf haben, kommt das Freiburger Stresspräventionstraining (FSPT; Bodenmann, 2000) als Möglichkeit in Frage, entsprechende Fertigkeiten und Kompetenzen in einem 18-stündigen Kurs mit Hilfe von praktischen Übungen und Rollenspielen zu entwickeln. Die positive Wirksamkeit dieses Trainingsprogramms auf eine gesteigerte Ehequalität konnte bereits empirisch bestätigt werden.

Unter hedonistisches Repertoire fallen alle Verhaltensweisen, die primär der eigenen Erholung dienen. Zeit nur für sich selbst zu haben oder mit dem Partner (auch einmal ohne Kind) zu verbringen, ist für Menschen, die täglich hohem beruflichen wie auch familialen Stress ausgesetzt sind, von unschätzbarem Wert, wenn es darum geht, eine innere Balance herzustellen. In Seminaren wie dem Burn-out-Präventionsprogramm für berufstätige Mütter der Techniker Krankenkasse (TKK) wird u.a. die Einsicht vermittelt, wie wichtig es ist, sich selbst ab und zu etwas Entspannung zu gönnen bzw. gemeinsame Paarzeit zu genießen.

Der Bereich Familienorientierung umfasst grundsätzliche persönliche Einstellungen wie Freude an der Familie, das Setzen der Familie als erste Priorität und auch den Stolz darüber, die Doppelbelastung erfolgreich gemeistert zu haben. Die Bedeutung der inneren Einstellung ist insbesondere im Kontext der Familienberatung von Bedeutung, denn besonders gestressten Paaren können dadurch unter Umständen Wege aufgezeigt werden, ihrer Doppelbelastung mehr positive Aspekte abzugewinnen.

Die Trennung von Familie und Beruf kann als eine Art Schutzmechanismus gesehen werden, der in Zeiten ständiger Erreichbarkeit durch E-Mail, Internet und Mobiltelefone immer wichtiger wird. Vor allem gilt es dabei, die Familie vor Einflüssen aus dem Berufsleben zu schützen. Auch hier kann Familienberatung Paare dabei unterstützen, ihren persönlichen optimalen Grad an Trennung zu bestimmen und Regeln festzulegen, die diese Trennung dann auch aufrechterhalten (keine Arbeit mit nach Hause bringen; die Arbeitsstelle pünktlich verlassen; Mobiltelefon ausschalten usw.). In diesem Zusammenhang muss auch auf Arbeitgeberseite die Einsicht verankert werden, dass Grenzen, die Mitarbeiter zwischen Familie und Beruf ziehen, nach Möglichkeit respektiert werden sollten. Gelassenheit und Flexibilität sind situationsspezifische Einstellungen gegenüber täglichen Stressoren und Herausforderungen. Neben der Fähigkeit, sich schnell auf neue Gegebenheiten adaptieren zu können, und einer allgemeinen Haltung der Ruhe steht eine Facette hier besonders im Vordergrund, nämlich die Bereitschaft, nicht immer alles perfekt tun zu wollen und die eigenen Standards (z.B. im Haushalt) den Möglichkeiten anzupassen. Auch dieser „Mut zur Unvollkommenheit“ ist eine belastungsreduzierende Maßnahme, die berufstätigen Müttern im oben bereits erwähnten Präventionsprogramm der TKK nähergebracht wird.

Zu guter Letzt dürfen Planung und Zeitmanagement als adaptive Strategien von doppelverdienenden Eltern nicht unerwähnt gelassen werden. Hochschild (1997) geht in ihrem Buch so weit zu behaupten, dass Familien heutzutage oft neben ihren beruflichen und familiären Pflichten gezwungen sind, eine „dritte Schicht“ einzulegen – allein für Verhandlung, Koordination und zeitliches Management ihres Kalenders und ihrer sozialen Verpflichtungen. Das Angebot an Seminaren und Literatur zu dieser Thematik ist nahezu unüberschaubar; Google liefert zum Begriff „Zeitmanagementtraining“ mehr als 370.000 deutschsprachige Treffer. Es erscheint allerdings sehr naheliegend, dass Schulungen z.B. im Gebrauch von To-do-Listen oder in der Fähigkeit zur Priorisierung nicht nur für Manager, sondern auch für belastete Familien großen Nutzen bringen können.

Der Einfluss dieser sechs adaptiven Strategiebereiche wurde kürzlich erstmals einer quantitativen empirischen Überprüfung unterzogen. Dabei konnte belegt werden, dass adaptive Strategien den negativen Einfluss von Arbeits- und Familienstress sowie von Konflikten zwischen Beruf und Familie auf die gefühlte Balance medieren (Reeb, 2008). Gleichzeitig führt der Einsatz dieser Strategien dazu, dass sich die eigene Work-Family-Balance erhöht, wobei Personen, die alle sechs Strategien erfolgreich nutzen, vergleichsweise die beste Balance aufweisen (Reeb, 2009). Darüber hinaus zeigte sich, dass die genannten adaptiven Strategien auch nach Kontrolle von Kontext- und Stressbedingungen einen direkten Vorhersagewert für das physische und psychische persönliche Wohlbefinden sowie für die Zufriedenheit in unterschiedlichen Lebensbereichen (Partnerschaft, Familie, Arbeit) haben (Kupsch & Schneewind, 2008).

Fazit

Jenseits der unzweifelhaft auch erforderlichen vereinbarkeitserleichternden Maßnahmen auf der staatlichen und der Unternehmensebene spricht das Konzept der adaptiven Strategien dafür, dass Familien potenziell über eine Reihe von Möglichkeiten verfügen, mit eigenen Mitteln ihre Doppelbelastung zu vermindern. Im professionellen Kontext von Prävention, Beratung und Therapie ermöglicht die Fokussierung auf adaptive Strategien, im diagnostischen Gespräch vorhandene Fähigkeiten belasteter Paare und Familien zu identifizieren, deren Stärken auszubauen und gleichzeitig Wege aufzuzeigen, wie bislang noch nicht genutzte adaptive Strategien zum eigenen Nutzen eingesetzt werden könnten.

Literatur

- Bodenmann, G. (2000).** Stress und Coping bei Paaren. Göttingen: Hogrefe.
- Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2008).** Familienmonitor 2008. Osnabrück: KIWI GmbH.
- Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2009).** Familien-Report 2009. Leistungen, Wirkungen Trends. Osnabrück: KIWI GmbH.
- Haddock, S. A., Zimmerman, T. S., Ziemba, S. J., & Current, L. R. (2001).** Ten adaptive strategies for family and work balance: Advice from successful families. *Journal of Marital and Family Therapy*, 27, 445-458.
- Hall, W. A. (2007).** Imposing order: A process to manage day-to-day activities in two-earner families with preschool children. *Journal of Family Nursing*, 13, 56-82.
- Hochschild, A. R. (1997).** The time bind: when work becomes home and home becomes work. New York: Henry Holt.
- Kupsch, M. & Schneewind, K. A. (2008).** The role of adaptive strategies in balancing professional work and family life: A multilevel analysis. In A. M. Fontaine & M. Matias (Eds.), *Family, work and parenting. International perspectives* (pp. 95-106). Porto: Livpsic.
- Kupsch, M., Schneewind, K. A. & Reeb, C. (im Druck).** Fragebogen zur Erfassung Adaptiver Strategien in der Vereinbarkeit von Familie und Beruf (FASIV). Diagnostica.
- Moen, P. & Wethington, E. (1992).** The concept of family adaptive strategies. *Annual Review of Sociology*, 18, 233-251.
- Reeb, C. (2008).** Der steinige Weg zur Work-Family-Balance: Adaptive Strategien von Doppelverdienern mit kleinen Kindern. Marburg: Tectum.
- Reeb, C. (2009).** Vereinbarkeit von Familie und Beruf bei Doppelverdienern mit kleinen Kindern: Adaptive Strategien und Strategietypen. Unveröffentlichte Dissertation, Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Schneewind, K. A. (2006).** Persönlichkeitsentwicklung als Selbst-Coaching. Unveröffentlichte Seminarunterlagen. München: Kontaktstelle für Forschungs- und Technologietransfer der Universität München.
- Schneewind, K. A. (2009).** Work-Life-Balance. In L. von Rosenstiel, E. Regnet & M. Domsch (Hrsg.), *Führung von Mitarbeitern* (6. Aufl., S. 81-87). Stuttgart: Schäffer-Pöschel.
- Schneewind, K. A., Kupsch, M. & Dillitzer, S. (2005).** Familie und Beruf. In D. Frey & Graf Hoyos, C. (Hrsg.), *Psychologie in Gesellschaft, Kultur und Umwelt* (S. 114-119). Weinheim: Beltz PVU.
- Schneewind, K. A. & Kupsch, M. (2006).** Perspectives psychologiques de la recherche sur les liens entre vie familiale et vie professionnelle. *La Revue Internationale de L'Éducation Familiale*, 19, 9-30.
- Statistisches Bundesamt (2008),** Familienland Deutschland. Wiesbaden.
- Viereck, C. (2005).** Das Vereinbarkeitsrezept für Familie und Beruf in Doppelverdiener-Haushalten mit kleinen Kindern. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Ludwigs-Maximilians-Universität München.

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Klaus A. Schneewind
Dipl.-Psych. Christian Reeb
Universität München
Department Psychologie
Leopoldstr. 13
89892 München
schneewind@psy.uni-muenchen.de,
Christian.Reeb@t-online.de

2.2 **LAST BUT NOT LEAST: FRAUEN UND FAMILIE IM ALLTAGSUMFELD**

Zusammenfassung

Die Aufgabenteilung zwischen Frauen und Männern bei der Kindererziehung, Hausarbeit und Berufstätigkeit prägt die Situation von Familien. Im Beitrag wird auf die diesbezüglichen Belastungen von Frauen eingegangen. Auch die Wirkung äußerer Einflüsse – zum einen durch das soziale Umfeld, zum anderen durch gesellschaftliche Entwicklungen wie die Verbreitung neuer Medien – wird beleuchtet. Geringere Verdienstmöglichkeiten bei Frauen in Verbindung mit verschärften Arbeitsbedingungen für beide Elternteile (Arbeitsverrichtung, Mobilitätsanforderungen) führen häufig zur Erschöpfung und zu Frustrationen im Familienleben und beeinträchtigen sowohl die Erziehungsqualität als auch das Familienklima. Der Beitrag stellt einen Zusammenhang zwischen der Verbesserung der finanziellen und gesundheitlichen Situation von Frauen und der Verbesserung der Bildung und Gesundheit von Kindern her. Er geht schließlich auf die Folgen von Gewalt durch Partner und Expartner ein, von der Frauen und – infolge der Auswirkungen auf Familie und Erziehung – auch ihre Kinder in besonderem Maße betroffen sind.

Schlagworte

Vereinbarkeit Familie und Beruf, Einfluss des sozialen Umfelds und der Medien auf das Familienklima, Arbeitsbedingungen von Frauen, Gewalt gegen Frauen

2.2.1 Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus der Sicht von Frauen

Die entscheidenden Prägungen der Kinder finden in den ersten Lebensjahren statt. Eine optimale Betreuung der Kinder, besonders in dieser Zeit, ist deshalb unabdingbar. Um ein gutes Entwicklungsklima für Kinder zu schaffen, sind zugewandte, zufriedene Eltern oder Bezugspersonen von größter Bedeutung. Wie sehen die Familiensituation und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf konkret aus? Laut Angaben des Statistischen Bundesamts waren im Jahr 2007 in 51% der Familien beide Eltern berufstätig (Statistisches Bundesamt, 2008). Nach dem traditionellen Familienbild – Vater verdient das Geld, Mutter kümmert sich um die Kinder – lebte etwa jede dritte Familie (35%), in Ostdeutschland nur 8%. Doch auch bei Eltern, die beide erwerbstätig sind, sind die Rollen überwiegend klassisch verteilt. Bei drei Vierteln der Elternpaare ist der Mann der Hauptverdiener mit Vollzeitstelle, und die Frau arbeitet Teilzeit. Nur in 2% der Familien ist die Frau die Hauptverdienerin. Eine repräsentative Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach aus dem Jahr 2007 belegt, dass die Frauen die Hauptlast der Familie tragen (Institut für Demoskopie Allensbach, 2007). Von den Müttern, die den Haushalt fast allein führen, sind 17% ganztags berufstätig, 38% haben einen Teilzeitjob. 10% der Väter bekennen, dass sie sich gern vor der Haushaltsarbeit drücken, 6% sehen Familienarbeit gar nicht als ihre Aufgabe an.

Ob und in welchem Umfang Mütter erwerbstätig sind, richtet sich stark nach dem Alter des jüngsten Kindes. Solange der Nachwuchs noch im Krippenalter ist (unter drei Jahren), sind es nur

30% der Mütter. Erreicht das Kind das Alter zwischen drei und fünf Jahren, sind es bereits doppelt so viele (58%), allerdings in Teilzeit. Bei den Vätern liegt die Teilzeitquote bei lediglich 5%. Bei der Berufstätigkeit der Mütter gibt es deutliche Unterschiede zwischen Ost und West. In den neuen Bundesländern kehren viele Mütter nicht nur früher wieder in den Beruf zurück, sondern sie arbeiten auch häufiger Vollzeit (52%) als Mütter im Westen (22%) (Statistisches Bundesamt, 2008).

2.2.2 Entwicklungsvoraussetzungen

Von zentraler Bedeutung sind Ruhe und Zeit sowohl für die Entwicklung der Kinder als auch für die Gesundheit der Eltern. Eltern stehen häufig vor der Wahl zwischen Karriereverzicht oder Zeitnot. Entlastung für die Familie kann der Ausbau der öffentlichen Kinderbetreuung schaffen. Während in den neuen Bundesländern und in großen Städten eher gute Kinderbetreuungsangebote bestehen (Plätze für unter Dreijährige, lange Öffnungszeiten, guter Personalschlüssel, gute Erreichbarkeit), sind in eher traditionell geprägten und ländlichen Gegenden die Kinderbetreuungsangebote unzureichend. Bei einer Gruppengröße von 30 Kindergartenkindern mit ein bis zwei Erzieherinnen ist keine ausreichende Förderung der Kinder zu gewährleisten. Das Geld, das heute für die Kinder vom Staat gezahlt wird (Kindergeld, Steuerfreibeträge), kommt nicht unbedingt den Kindern direkt zugute. Das Beispiel Thüringen zeigt, dass, wenn Kinderbetreuungsangebote zurückgenommen werden und dafür Geld an die Eltern ausbezahlt wird, gerade sozial schwache Eltern ihre Kinder nicht mehr zur öffentlichen Kinderbetreuung schicken, wo die Kinder gut gefördert werden könnten, sondern die Kinder zu Hause behalten und oft der Fernsehapparat oder andere Medien als Babysitter eingesetzt werden. So werden Förderungsmöglichkeiten von Kindern, insbesondere denen der sozial Schwachen, versäumt.

2.2.3 Psychische Gesundheit in der Familie und das soziale Umfeld

Psychische Gesundheit in der Familie betrifft beide Geschlechter, alle Altersstufen und Lebensphasen und vor allem das Beziehungsgeflecht untereinander. Nach Bryant (1985) entwickeln Kinder ihre sozial-kommunikativen Fähigkeiten und die Einfühlung in andere umso besser, je mehr sie Verwandte, Freundinnen und Freunde sowie Nachbarn im Wohnumfeld selbst aufsuchen und Kontakte mit ihnen pflegen können. Dabei hatten Mädchen den größeren Gewinn wenn sie – eventuell nur wenige, aber herzliche – enge Beziehungen pflegten. Jungen gewannen mehr durch eine größere Zahl von vertrauten Personen mit jeweils begrenzten gemeinsamen Interessengebieten.

In einer Pilotstudie in einem gemeinschaftlich geplanten und verwalteten Ökodorf mit ökologischen, sozialen und ökonomischen Zielen fand Hopf (1994) u.a., dass Mütter durch das gemeinsam aufgebaute nachbarschaftliche Netzwerk über erhebliche Erleichterungen bei ihrem Wiedereinstieg in ihren Beruf, bei der Geburt eines weiteren Kindes und bei Krankheit berichteten. Hier wird das Konzept „The strength of weak ties“ (Granovetter, 1973) deutlich: Weniger enge, aber verlässliche Beziehungen können die engen, verpflichtenden Beziehungen in der Kernfamilie schützen, entlasten und dadurch stärken. Freilich bedarf es jeweils des persönlichen Einsatzes beim Aufbau und Erhalt solcher stützenden Netzwerke. Das erfordert Zeit, Kraft, Initiative und soziale Kompetenzen, die wiederum in einem Netzwerk gestärkt werden können. Menschen, die den größten Teil ihrer Zeit für die Erwerbsarbeit – oft mit langer Abwesenheit von zu Hause, Schichtdienst, unsicheren Arbeitsverträgen, Verpflichtung zu beruflicher Mobilität etc. – einsetzen müssen, schaffen den Aufbau solcher Netzwerke und die Beteiligung daran nicht mehr. Die Motivation und die sozialen Fähigkeiten dafür können verkümmern.

2.2.4 Einfluss von Medien auf die Familie

Luthman (2008) berichtet vom Ergebnis einer Untersuchung, nach der Computerspiele häufiger gekauft werden. Am beliebtesten sind sogenannte „Schießspiele“. Ein Drittel der Kunden sind Frauen, zwei Drittel Männer. Das Durchschnittsalter beträgt 25 Jahre. 11% der Spieler spielen mehr als 15 Stunden in der Woche. Am meisten anfällig sind Jungen im Alter von zwölf bis 15 Jahren. Eine Korrelation zwischen Spielhäufigkeit und Aggression wurde festgestellt. Die Auswirkungen der Nutzung von Medien auf das Familienleben gehen schon rein zeitlich zulasten einer realen Kommunikation. Hier besteht ein Gefahrenpotenzial für die Zukunft familiärer Kommunikation, die modellbildend für spätere Verhaltensweisen ist. Hinzu kommt der Fernsehkonsum, der die Gefahr birgt, familiäre Kommunikation zu reduzieren.

2.2.5 Spezielle Bedingungen Alleinerziehender

Im Jahr 2007 waren 18% der Eltern (meist Mütter) alleinerziehend (Statistisches Bundesamt, 2008). Dass Kinderarmut bei Alleinerziehenden besonders häufig auftritt, ist in zahlreichen Untersuchungen belegt. Aufgrund unzureichender Kinderbetreuungsmöglichkeiten reduzieren Frauen in der Ehe häufig ihre Erwerbstätigkeit. In der Ehe wird im Steuer- und Sozialsystem die Einverdiener-Ehe gefördert, nicht die eigenständige Existenzsicherung der Frau (Blitz, 2008). Kaum eine Frau kann dort an den Beruf anknüpfen, wo sie vor der Geburt der Kinder aufgehört hat, selbst dann nicht, wenn eine optimale Kinderbetreuung gegeben ist. Bei einer Scheidung kommt die kaum vorhandene eigenständige Existenzsicherung der Frau zum Vorschein. Unterhaltszahlungen (meist der Männer an die Frauen) werden in millionenfacher Euro-Höhe nicht geleistet. So geraten viele alleinerziehende Frauen in die Armut des Arbeitslosengeldes 2 und mit ihnen ihre Kinder.

Auch bei Frauen, die nie verheiratet waren, führt die Geburt eines Kindes meist zur Einschränkung der beruflichen Karriere. Sie müssen Beruf und Kinderbetreuung allein organisieren. Obwohl die gesetzliche Schlechterstellung nicht ehelicher Kinder teilweise beseitigt wurde, bleibt auch hier die hohe zusätzliche Belastung der Alleinerziehenden. Dies führt oft zu Überforderungssituationen oder gar Krankheit von Alleinerziehenden.

2.2.6 Verschärfte Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt vor allem für Frauen – Auswirkungen auf die Familie

Verschärfte Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt betreffen vor allem Frauen. Noch immer verdienen Frauen bei gleicher Arbeit 22% weniger als Männer (nach dem statistischen Bundesamt im August 2008 sogar 24%).

Damit liegt Deutschland europaweit – hier beträgt der Unterschied 15% – auf dem viertletzten Platz. Auch im Bereich der Führungspositionen von Frauen im Wirtschaftsbereich und z.B. bei Professuren ist das Ungleichgewicht zulasten von Frauen frappant. So kann man in den hundert größten deutschen Unternehmen Frauen in Vorstandspositionen an einer Hand abzählen, in den deutschen Dax-30-Unternehmen gab es im Jahr 2004 nur eine Vorstandsfrau. Frauen arbeiten überproportional häufig in schlechter zahlenden Branchen und geringer entlohnten Beschäftigungsfeldern und Berufen. Durch diese massiven Benachteiligungen von Frauen auf dem Arbeitsmarkt, den zunehmenden „Kampf um den Erwerbsarbeitsplatz“ allgemein und die Arbeitsverdichtung kommen beide Eltern abends oft erschöpft, frustriert und überarbeitet von ihrem Erwerbsarbeitsplatz zur Familie zurück. Oft fehlt ihnen die Kraft, sich ruhig und angemessen mit ihren Kindern und ihrem Partner bzw. mit den täglich an-

stehenden Fragen auseinanderzusetzen. Gereiztheit und Streit entstehen schneller. Auf die Kinder wird schon früh Druck ausgeübt, gute Schulleistungen zu erbringen, um eine adäquate Qualifikation für das spätere Erwerbsleben zu erreichen. Schichtpläne, die den Arbeitnehmern nur kurzfristig mitgeteilt werden, führen dazu, dass Unternehmungen mit der Familie kaum planbar sind.

Für eine Verbesserung der psychischen Gesundheit in der Familie ist der weitere Ausbau familienfreundlicher Erwerbsarbeitsbedingungen notwendig, auch für Männer. Gleichgewichtige Mitwirkung von familienerfahrenen Frauen und Männern in Entscheidungspositionen müssten diese Ansätze voranbringen.

Mobilität wird von den Betroffenen kaum positiv erlebt. 67% erleben Mobilität als Zwang oder notwendiges Erfordernis. Erschöpfung und fehlende Zeit für soziale Kontakte sind zwei häufig genannte Nachteile. Auch dies geht zulasten der Familie und der Kinder.

2.2.7 Gewalt gegen Frauen – Auswirkungen auf die Familie

Auch in der Bundesrepublik Deutschland reduziert sich Gewalt gegen Frauen nicht auf ein Randproblem. Nach Angaben des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2007) wurden rund 37 Prozent aller Frauen zwischen 16 und 85 Jahren mindestens einmal Opfer von körperlicher Gewalt oder Übergriffen. Frauen erleiden Gewalt durch Männer überwiegend im häuslichen Umfeld (BMFSF 2004a). 60% der befragten Frauen haben körperliche oder sexuelle Gewalt oder beides (13%) erlebt.

Unterschiedliche Formen von sexueller Belästigung haben 58% erlebt, 42% berichten über Erfahrungen von psychischer Gewalt. Besonders Frauen in Trennung hatten ein erhebliches Risiko, Gewalt oder auch Stalking zu erfahren. In 80% der Stalkingfälle mit eher schweren Folgen für die Opferseite sind Stalker männlich (Hoffmann, 2005). Obsessive Stalker sind häufig Expartner – Voß, Hoffmann und Wondrack (2005) berichten eine Rate von 59% Expartnern unter Stalkern. Sie konnotieren diese Konstellation auch als diejenige mit dem zugleich höchsten Eskalationspotenzial.

Die körperlichen Verletzungen aus Übergriffen, die 55% aller Frauen, die seit dem 16. Lebensjahr körperliche Gewalt erlebt haben, und 44% aller Frauen, die sexuelle Gewalt erlebt haben, davongetragen haben (BMFSF, 2004a), reichten von blauen Flecken und Schmerzen im Körper bis hin zu Verstauchungen, offenen Wunden, Knochenbrüchen und Kopf-/Gesichtsverletzungen. Psychische Folgen umfassen Schlafstörungen, erhöhte Ängste, vermindertes Selbstwertgefühl, Niedergeschlagenheit, Depression, Selbstmordgedanken, Selbstverletzung, Essstörungen und je nach Gewaltart auch erhöhte Krankheitsanfälligkeit, Leistungsbeeinträchtigungen und Konzentrationsschwierigkeiten. Alle Formen von Gewalt gegen Frauen führen zu massiven psychischen, psychosozialen und gesundheitlichen Folgen für die Betroffenen und verursachen hohe ökonomische Folgekosten.

Gewalterfahrungen wirken sich auf die sozialen Bindungen aus und damit auch auf die psychische Gesundheit der Familie. Die geringe eigene Existenzsicherung von Frauen macht es ihnen oft schwer, gegenüber ihrem Partner Grenzen zu setzen. So verharren nicht wenige Frauen in einer Ehe, in der ihnen psychische und physische Gewalt zugefügt wird. Die WHO weist im Jahr 2002 in ihrem Bericht darauf hin, dass Gewaltopfer in der Gesundheitsversorgung fünfmal höhere Kosten verursachen als andere Patientinnen. Die Auswirkungen auf die Kinder, die in einer Familie leben, in der Frauen Gewalt angetan wird, wirken bis in die Folgegeneration nach.

Fazit

Die Formen, wie Familien gesund zusammenleben, sind vielfältig geworden. Gesellschaftlich befinden wir uns im Umbruch vom traditionellen Familienbild zu anderen Lebensformen. Jede bewusste oder unbewusste Entscheidung zu einer Familienform muss einzeln analysiert und bewertet werden. Die Hauptlast der unbezahlten Familien- und Haushaltsarbeit liegt weiter bei den Frauen. Große wirtschaftliche Nachteile bestehen bei den Frauen: Weltweit sind drei Fünftel der Ärmsten und zwei Drittel der Analphabeten Frauen (Supp, 2009). Zählt man die unbezahlten Arbeiten mit, dann werden zwei Drittel aller Arbeiten von Frauen erledigt, wofür sie nur 10% der Weltlohnsumme erhalten. Vom Vermögen aller Länder besitzen sie 1%. Deutschland steht auf Platz 20 des „Gender-related Development Index“ der UNO und hat noch viel aufzuholen in Bezug auf politische Machtverteilung und Einkommen. Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen Gesundheit und Einkommen, was deutliche Auswirkungen auf die Familie und damit auch auf die Zukunft der Kinder hat.

Literatur

Blitz, M. (2008). Die Frau, ein abgeleitetes Wesen? Schrägstrich, 9,13.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2004). Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland – Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2007). Sechster Bericht der Bundesrepublik Deutschland zum Übereinkommen der Vereinten Nationen zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau (CEDAW). Unterrichtung durch die Bundesregierung.

Bryant, B. K. (1985). The neighborhood walk, sources of support in middle childhood. Monographs of the Society for Research in Child Development, 50 (3), 1-122.

Granovetter, M.S. (1973). The strenghts of weak ties. American Journal of Sociology, 78, 1360-1380.

Hoffmann, J. (2006). Stalking. Heidelberg: Springer.

Hopf, S. (1994). Nachbarschaftsbeziehungen – Entwicklung in einem ökologisch motivierten Wohnprojekt. Umwelterziehung, 1, 23-25.

Institut für Demoskopie Allensbach (Hrsg.) (2007). Vorwerk Familienstudie 2007. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zur Familienarbeit in Deutschland.

Luthman, S. (2008). Game over: Back in reality? Results of a questionnaire for transfer processes between the virtual and real world. 29th International Congress of Psychology, Berlin, Germany, July 20 – 25, 2008. In Dalbert, C. (Ed.), International Journal of Psychology, Abstracts of the XXIX International Congress of Psychology, Berlin, Germany July 20-25, 2008, 229. Psychology Press.

Supp, B. (2009). Planet der Frauen. Der Spiegel, 5, 43.

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2008). Familienland Deutschland. Begleitmaterial zur Pressekonferenz am 22. Juli 2008 in Berlin. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Voß, H.-G. W., Hoffmann, J., Wondrack, I. (2005). Stalking in Deutschland. Aus Sicht der Betroffenen und Verfolger. Baden-Baden: Nomos.

World Health Organisation (WHO) (2002). World report on violence and health. Genf.

Korrespondenzadressen

Dipl.-Psych. Monika Fixemer

Am Homburg 7
66123 Saarbrücken
Monika.Fixemer@t-online.de

Dipl.-Psych. Inka Saldecki-Bleck

Finkenweg 22
53859 Niederkassel-Ranzel
inka.saldecki-bleck@t-online.de

Dr. Sigrid Hopf

Dipl.-Psych.
Begonienstr. 10
80939 München

3 PSYCHOLOGISCHE PRÄVENTIONS- UND INTERVENTIONSKONZEPTE FÜR FAMILIÄRE REALITÄTEN

FABIENNE BECKER-STOLL, JULIA BERKIC, ANNA SPINDLER

3.1. WEGE ZUR STÄRKUNG VON ELTERN-KIND-BEZIEHUNGEN – EINE HERAUSFORDERUNG VON ANFANG AN

Zusammenfassung

Nach einer Darstellung der aktuellen Situation im Hinblick auf Eltern-Kind-Beziehungen in Deutschland gibt dieser Beitrag einen Überblick über Komponenten von Elternkompetenzen und legt dabei einen Fokus auf das frühe Kindesalter und damit auf das Konstrukt der Feinfühligkeit. Diese zentrale Elternkompetenz wird erläutert und in seiner Veränderbarkeit beschrieben. Die Programme „Wellcome“, „SAFE®“, „Freiheit in Grenzen“ und „Famlienteam-Profi®“ werden als Best-Practice-Beispiele genannt, Evaluationsbefunde werden (falls vorhanden) vorgestellt.

Schlagworte

Elternkompetenzen, Prävention, Feinfühligkeit, Elternprogramme

3.1.1 Einleitung

Die Widersprüche zwischen den gestiegenen Ansprüchen und Erwartungen an Elternschaft zum einen und den strukturellen Bedingungen der Organisation des familialen Zusammenlebens zum anderen stellen Eltern zunehmend vor Unsicherheiten und Konflikte. Dies zeigt sich deutlich in der aktuellen medialen Debatte über das „Für und Wider disziplinarischer Maßnahmen in der Kindererziehung“ (Bueb, 2006; Brumlik, 2007), aber auch durch einen nachweislich gestiegenen Prozentsatz von Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen – v.a. in Familien mit niedrigem sozioökonomischen Status und Familien mit Migrationshintergrund (Robert-Koch-Institut, 2006). Ausgehend von der Liberalisierung des Eltern-Kind-Verhältnisses in den vergangenen Jahrzehnten, hat sich zunehmend die Einsicht durchgesetzt, dass eine respektvolle und fürsorgliche Haltung gegenüber Kindern und eine positive Eltern-Kind-Beziehung anzustrebende Ziele sind (Schneewind & Ruppert, 1995). Diesen Herausforderungen fühlen sich viele Eltern nicht in vollem Umfang gewachsen und suchen Unterstützung in der Erziehungsberatung, aber immer häufiger auch in speziell auf dieses Thema zugeschnittenen Elternkursen. Dieser Beitrag geht auf altersspezifische Komponenten von Erziehungskompetenzen ein, wobei vor allem auf die Phase der frühkindlichen Entwicklung Bezug genommen wird. Von Anfang an ist die elterliche Feinfühligkeit als Hauptfaktor einer hohen Erziehungskompetenz zu sehen, sie bildet eine Basis für weitere Entwicklungsschritte und -aufgaben.

3.1.2 Komponenten elterlicher Kompetenzen

Die Frage nach entscheidenden Aspekten der Elternkompetenz kann nur in Anbetracht des Alters der Kinder beantwortet werden. Während des ersten Lebensjahres handelt es sich um eine Fähigkeit zur Feinfühligkeit, welche dem Kind neben der Befriedigung zentraler physischer Bedürfnisse ein Fundament von Urvertrauen im Sinne emotionalen und sozialen Aufgehobenseins sowie ein Gefühl der Selbstwirksamkeit vermittelt. Mit zunehmendem Alter der Kinder gewinnt der Aspekt eines aktiven und kompetenten Umgangs im Sinne von Erziehung und Autonomieförderung an Bedeutung. Unabhängig vom Alter des Kindes sind alle elterlichen Kompetenzen nicht nur auf der expliziten Verhaltensebene sichtbar, sondern existieren vielmehr auf der Ebene internaler Repräsentationen oder Schemata, d.h. von Dispositionen, die aktiviert und in sichtbares Verhalten umgesetzt werden können. Für das Training von Elternkompetenzen bedeutet dies, dass sowohl die konkrete Handlungs- als auch die Repräsentationsebene mitberücksichtigt werden müssen. Auf der Handlungsebene können Kompetenzen am besten durch strukturiertes Üben von Strategien im Umgang mit schwierigen Situationen trainiert werden. Auf der Ebene der mentalen Repräsentationen hingegen ist zum einen soziales Beziehungswissen gespeichert, zum anderen Vorstellungen und Erfahrungen über eigene Bedürfnisse, Wertvorstellungen und Formen der Selbstkontrolle. Solche persönlichkeitsnahen Kompetenzen können am besten direkt durch die Reflexion der eigenen Lebensgeschichte und die Arbeit daran verändert werden.

3.1.3 Feinfühligkeit als zentrale Elternkompetenz

Ein Kind braucht von Geburt an einige wenige verlässliche Bezugspersonen, die feinfühlig seine Bedürfnisse nach Bindung und Exploration beantworten. Meistens ist die Mutter die erste, der Vater die zweite Bindungsperson, und je nach Betreuungssituation kann die Tagesmutter oder Erzieherin die dritte Bezugsperson für ein Kind sein. Entscheidend für das Kind sind die Stabilität der Beziehungen und die Feinfühligkeit der einzelnen Bezugspersonen gegenüber seinen Signalen (Becker-Stoll, 2007). Wie Mütter auf die Bindungs- und Explorationsbedürfnisse ihres Kindes reagieren, ist sehr unterschiedlich und hängt weitgehend mit ihren eigenen Kindheitserfahrungen zusammen. Selbstverständlich sind auch kontextuelle Faktoren entscheidend, wie z.B. die Existenz zusätzlicher „Helfer am Nest“ (Grossmann & Grossmann, 2009, S. 53). Feinfühliges Verhalten gegenüber einem Kleinkind ist die Voraussetzung für den Aufbau einer emotional vertrauensvollen und tragfähigen Beziehung. Es bedeutet, die Signale des Kindes wahrzunehmen, richtig zu interpretieren und prompt sowie angemessen darauf zu reagieren (Ainsworth, 1977/2003). Das setzt voraus, dass die Bindungsperson sich in die Lage des Kindes versetzen kann und es als eigenständige Person mit eigenen Bedürfnissen und Absichten anerkennt.

3.1.4 Ist Feinfühligkeit erlernbar?

Die Feinfühligkeit der Eltern hat neben den Temperamenteigenschaften des Kindes Einfluss auf die Bindungsqualität zwischen Kind und Elternteil. Feinfühliges Verhalten kann mit relativ geringem Aufwand trainiert werden, und das sogar gegenüber Kindern mit sehr schwierigem Temperament. Eine der eindrucklichsten Untersuchungen dazu hat die Forscherin Dymphna van den Boom (1994) durchgeführt. Sie hat die Feinfühligkeit von Müttern von sehr irritierbaren Säuglingen durch Intervention trainiert und dadurch eine Verdoppelung der Anzahl sicherer Bindungsbeziehungen erreicht. Eine US-amerikanische Metaanalyse (Layzer et al., 2001) zur Effektivität von Elternprogrammen im Allgemeinen konnte zeigen, dass Programme, die frühzeitig ansetzen, von gut ausgebildeten Trainern durchgeführt werden, Elterngruppen anbieten, statt alleine auf Hausbesuche zu setzen, und auch die Kinder einbeziehen, besonders effektiv

sind. Diese Komponenten sind in der einen oder anderen Form in den im Folgenden vorgestellten Best-Practice-Beispielen enthalten.

3.1.5 Best-Practice-Beispiele zu Verbesserung der Elternkompetenz

Im folgenden Abschnitt werden Programme vorgestellt, mit denen feinfühliges Verhalten – in der Familie oder bei Fachkräften – gestärkt wird. Einige der vorgestellten Programme thematisieren Feinfühligkeit nicht als explizites Ziel, arbeiten aber dennoch an den Voraussetzungen für feinfühliges Verhalten; andere trainieren es direkt oder indirekt mit unterschiedlichen Methoden.

3.1.6 Wellcome

„Wellcome“ (www.wellcome-online.de) versteht sich als Unterstützung von Familien in der ersten Zeit nach der Geburt eines Kindes. Das niederschwellige Programm schafft wichtige Grundvoraussetzungen zur Entstehung bzw. Stabilisierung von Feinfühligkeit. Viele Mütter fühlen sich in der Zeit nach der Geburt eines Kindes alleingelassen und überfordert mit der neuen Situation. Diese Phase ist oft mit hohen psychischen und körperlichen Belastungen verbunden – die Unterstützung durch den Partner, durch Freunde und Verwandte nimmt nach der Geburt häufig rasch ab (Fthenakis, Kalicki & Peitz, 2002). Das Konzept von Wellcome sieht vor, dass die Familie in den ersten Monaten nach der Geburt von einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin unterstützt wird. Diese übernimmt dabei die Betreuung des Säuglings und ggf. der Geschwisterkinder und bietet Unterstützung oder praktische Hilfe an. Die wissenschaftliche Begleitung (Wellcome-Newsletter, 2007) gibt Hinweise darauf, dass die Mutter-Kind-Beziehung durch die zeitweise Entlastung der Mütter gestärkt wird. Häufige Stressfaktoren werden durch die „Wellcome“-Interventionen abgemildert, und die Mütter zeigen dadurch seltener negative Emotionen gegenüber dem Säugling.

3.1.7 Safe®

Das Präventionsprogramm „SAFE® – Sichere Ausbildung für Eltern“ (Brisch, 2008) (www.safe-programm.de) ist ein Trainingsprogramm zur Förderung einer sicheren Bindung zwischen Eltern und Kind. Bindungsstörungen und insbesondere die Weitergabe von traumatischen Erfahrungen über Generationen hinweg sollen dadurch verhindert werden. Elterliche Feinfühligkeit wird in diesem Programm dezidiert in den Blick genommen und mit wiederholten Video-Feedback-Einheiten gefördert. Das Programm beginnt pränatal ab der 20. Schwangerschaftswoche und wird bis zum Ende des ersten Lebensjahres des Kindes fortgeführt. Im Programm werden vier unterschiedliche Methoden miteinander kombiniert: regelmäßig stattfindende Elterngruppen, individuelle Beratung, eine Telefon-Hotline in Krisenfällen und – bei Hinweisen auf unverarbeitete Traumata – eine individuelle Psychotherapie. Momentan wird eine prospektive, randomisierte Längsschnittstudie durchgeführt, die die „SAFE®“-Gruppenintervention im Vergleich zu einer herkömmlichen Schwangerschafts-, Geburtsvorbereitungs- und Stillbegleitung evaluiert (Brisch, 2007).

3.1.8 Freiheit in Grenzen I, II, III

Die drei von Schneewind entwickelten interaktiven CD-ROMs „Freiheit in Grenzen I, II und III“ sind ein medienbasiertes Angebot zur universellen Prävention für Eltern von Kindern in den Altersgruppen drei bis sechs Jahre, sechs bis zwölf Jahre und Jugendliche ab zwölf Jahren. Die CD-ROM sind in Kombination mit dazugehörigen Büchern erhältlich (Schneewind und Böhmert, 2008, 2009, in Vorbereitung; siehe auch: www.freiheit-in-grenzen.org). In kurzen Filmszenen können

sich Eltern typische Erziehungsprobleme der jeweiligen Altersgruppe ansehen, wobei jeweils drei Lösungsmöglichkeiten angeboten werden, die ebenfalls filmisch dargestellt und kommentiert werden. Der theoretische Kern von „Freiheit in Grenzen“ lässt sich mit dem Begriff des „authoritative parenting“ nach Baumrind (1971) beschreiben. Gemeint ist damit, dass Eltern sowohl die kindlichen Bedürfnisse nach einem feinfühligem, akzeptierendem und unterstützenden Verhalten beantworten als auch Grenzen setzen sowie Erwartungen an ihre Kinder stellen, auf deren Einlösung sie konsequent bestehen. Die Evaluation der CD-ROM „Freiheit in Grenzen“ für die Altersklasse der Sechs- bis Zwölfjährigen zeigte in einem Vergleichs- und Kontrollgruppendesign mit insgesamt 133 Elternpaaren, dass vor allem die Väter von dieser Art des Mediums profitierten: Sie zeigten nach Anwendung der CD-ROM eine deutlich weniger nachgiebige, aber auch weniger kontrollierende Erziehungseinstellung gegenüber ihrem Kind sowie eine höhere Beurteilung der eigenen Kompetenz und mehr Zufriedenheit in der Ausübung der Elternrolle (Bergold, Rupp, Schneewind & Wertfein, 2008).

Erfreulicherweise gibt es inzwischen in Deutschland einige Elternprogramme, die (bindungs-)theoretisch fundiert sind. Für Erzieherinnen, Erzieher und Fachkräfte in Kindertageseinrichtungen oder der Kindertagespflege hingegen gibt es momentan noch kaum Trainings, die spezifisch darauf eingehen, die Interaktionsqualität und die Beziehung zwischen Fachkräften und Kindern zu verbessern. Das Training „Familienteam-Profi®“ (Graf, 2008) schließt diese Lücke und nimmt einen Personenkreis in den Blick, der für viele Kinder die wichtigsten Bezugspersonen neben den Eltern darstellt.

3.1.9 Familienteam-Profi®

„Familienteam Profi®“ (Graf, 2008, www.familienteam.org) ist bindungs- und systemtheoretisch fundiert und verfolgt zwei wesentliche Ziele: eine positive Grundhaltung zu allen Kindern in einer Gruppe zu entwickeln und Techniken für die Umsetzung dieser Grundhaltung zu erlernen. Das Programm überträgt Bausteine aus dem vielfach erprobten und evaluierten Elterntaining „Familienteam®“ (Graf, 2005) auf die Situation von Fachkräften. Das Training arbeitet dabei methodisch mit Live-Demonstrationen und intensiver Kleingruppenarbeit (Rollenspielen, Fallarbeit u.Ä.). Aktuell werden Trainer ausgebildet, die das Konzept in die Praxis umsetzen. Eine Evaluation des Trainings ist geplant, Ergebnisse können jedoch aktuell noch keine berichtet werden.

Literatur

- Ainsworth, M. (1977/2003).** Skalen zur Erfassung mütterlichen Verhaltens: Feinfühligkeit vs. Unempfindlichkeit gegenüber den Signalen des Babys. In K. Grossmann & K. E. Grossmann (Hrsg.). Bindung und menschliche Entwicklung (S. 411-439). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Baumrind, D. (1971).** Current patterns of parental authority. *Developmental Psychology Monographs*, 4, 1-102.
- Becker-Stoll, F. (2007).** Eltern-Kind-Bindung und kindliche Entwicklung. In: F. Becker-Stoll & M. R. Textor (Hrsg.), Die Erzieherin-Kind-Beziehung (S.14-30). Berlin: Cornelsen.
- Bergold, P., Rupp, M., Schneewind, K. A., Wertfein, M. (2008).** Wirksamkeit der CD-ROM „Freiheit in Grenzen“ zur Stärkung von Elternkompetenzen – eine kontrollierte Vergleichsstudie In ifb-Materialien 1-2008, Bamberg.
- Brisch, K. H. (2008).** Manual für die Durchführung von Elterngruppen. Unveröffentlichte Fortbildungsunterlagen.
- Brisch, K. H. (2007).** Die Anfänge der Eltern-Kind-Bindung. Schwangerschaft, Geburt und Psychotherapie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brumlik, M. (2007).** Vom Missbrauch der Disziplin. Die Antwort der Wissenschaft auf Bernhard Bueb. Weinheim: Beltz.
- Bueb, B. (2006).** Vom Lob der Disziplin. Berlin: List Verlag.
- Fthenakis, W. E., Kalicki, B., Peitz, G. (2002):** Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie. Opladen: Leske und Budrich.
- Graf, J. (2008).** FamilienTeam-Profi: Sozio-emotionale Kompetenzen fördern, Verhaltensstörungen vorbeugen. Ein Trainingsprogramm für pädagogische Fachkräfte in KiTas. Handbuch für ErzieherInnen in Krippe, Kindergarten, Vorschule und Hort (Ausgabe 49). München: Olzog.
- Graf, J. (2005).** Familienteam – Das Miteinander stärken. Freiburg: Herder.
- Grossmann, K. & Grossmann, K. E. (2009).** Fünfzig Jahre Bindungstheorie: Der lange Weg der Bindungsforschung zu neuem Wissen über klinische und praktische Anwendung. In K. H. Brisch & T. Hellbrügge (Hrsg.), Wege zu sicheren Bindungen in Familie und Gesellschaft. (S. 12-51). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Layzer, J. I., Goodson, B. D., Bernstein, L., Price, C. (2001).** National Evaluation of Family Support Programs. Final Report. Volume A: the Meta Analysis. Cambridge, MA: Abt. Associates Inc. <http://www.abtassociates.com/reports/NEFSP-VolA.pdf>, abgerufen am 01.03.2009.
- N. N. (2007).** Wellcome-Newsletter Februar 2007. <http://www.wellcome-online.de/cgi-bin/adframe/newsletter/05-02-2007/index.html>, abgerufen am 01.03.2009.
- Robert-Koch-Institut. (2006).** Erste Ergebnisse der KIGGS-Studie. Berlin: Media Print.
- Schneewind, K. A. & Böhmert, B. (2008).** Kinder im Vorschulalter kompetent erziehen – Der interaktive Elterncoach Freiheit in Grenzen. Bern: Huber.
- Schneewind, K. A. Böhmert, B. (2009).** Kinder im Grundschulalter kompetent erziehen – Der interaktive Elterncoach Freiheit in Grenzen. Bern: Huber.
- Schneewind, K. A. Böhmert, B. (in Vorb.).** Jugendliche kompetent erziehen – Der interaktive Elterncoach Freiheit in Grenzen. Bern: Huber.
- Schneewind, K. A. & Ruppert, S. (1995).** Familien gestern und heute: ein Generationenvergleich über 16 Jahre. München: Quintessenz.
- Van den Boom, D. (1994).** The influence of temperament and mothering on attachment and exploration: An experimental manipulation of sensitive responsiveness among lower-class mothers with irritable infants. *Child Development*, 65, 1457-1477.

Korrespondenzadressen

PD. Dr. Fabienne Becker-Stoll

Institutsleitung
Staatsinstitut für Frühpädagogik (IFP)
Winzererstr. 9
Eckbau Nord
80797 München
T 089 998 25 - 19 00
F 089 998 25 - 19 19
fabienne.becker-stoll@ifp.bayern.de

Dr. Julia Berkic

Dipl.-Psych.
Staatsinstitut für Frühpädagogik (IFP)
Winzererstr. 9
Eckbau Nord
80797 München
T 089 998 25 - 19 51
F 089 998 25 - 19 19
julia.berkic@ifp.bayern.de

Anna Spindler

Dipl.-Psych.
Staatsinstitut für Frühpädagogik
Winzererstr. 9
Eckbau Nord
80 797 München
T 089 998 25 - 19 47
F 089 998 25 - 19 19
anna.spindler@ifp.bayern.de

CHRISTOPH KÄPPLER

3.2 KLINISCHE FAMILIENPSYCHOLOGIE – GRUNDVERSTÄNDNIS UND ANWENDUNGSPERSPEKTIVEN AM BEISPIEL VON VERNACHLÄSSIGUNG UND GEWALT

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit der Klinischen Familienpsychologie als einer im Schnittfeld von Klinischer und Familienpsychologie anzusiedelnden Fachdisziplin.

Zunächst wird eine Einführung in das Grundverständnis und Aufgabenspektrum der Klinischen Familienpsychologie sowie zu ihrem aktuellen Stand gegeben, welcher einen Entwicklungsbedarf insbesondere im Bereich der Klinischen Familiendiagnostik nahelegt.

In einem weiteren Abschnitt wird dann eine Fallvignette skizziert, die einen Zusammenhang von familiärer Vernachlässigung, Überforderung auf Kind- und Elternseite sowie Gewalthandlungen aufweist.

Im Anschluss daran werden unter Bezugnahme auf die Falldarstellung empirisch fundierte und bewährte Interventionsmöglichkeiten (Best-Practice-Beispiele) vorgestellt.

Schlagworte

Klinische Familienpsychologie, Vernachlässigung, Gewalt, Interventionsansätze, Kooperationsnetzwerke

3.2.1 Zur Charakterisierung der Klinischen Familienpsychologie

Der folgende Beitrag widmet sich den Grundlagen und Anwendungsperspektiven der Klinischen Familienpsychologie. Es versteht sich von selbst, dass dieser Themenbereich hier keinesfalls erschöpfend dargestellt werden kann. Insofern wird es im Folgenden vielmehr darum gehen, einige wesentlich erscheinende Grundzüge und erfahrungsbasierte Praxisempfehlungen zu skizzieren.

Die Klinische Familienpsychologie kann als wissenschaftliche und zugleich anwendungsbezogene Disziplin im Schnittfeld von Klinischer und Familienpsychologie verstanden werden. Die Klinische Familienpsychologie geht dabei konzeptuell von einem kontextbezogenen oder relationalen Grundverständnis aus. Dies bedeutet insbesondere, dass psychische Auffälligkeiten/Störungen nicht allein in einer betroffenen Person, sondern auch in den Interaktionen aufeinander wechselseitig bezogener Individuen (Jensen & Hoagwood, 1997) verankert werden.

Diese Grundposition wird durch empirische Forschungsbefunde gestützt, welche die Zusammenhänge von Familienbeziehungen auf der einen und gelingender Entwicklung sowie individueller Gesundheit auf der anderen Seite aufzeigen. Dies erfordert auch eine eingehende Analyse von Ressourcenaspekten und Netzwerkcharakteristika (etwa im Hinblick auf soziale Unterstützung), denen eine wesentliche klinische Bedeutung zukommt (Mattejat & Remschmidt, 1997).

Folglich hat die Klinische Familienpsychologie primär die Aufgabe, familiäre und psychosoziale Umstände, welche für die Entstehung und Aufrechterhaltung sowie Bewältigung und Behandlung

von familiären Beziehungskonflikten und psychischen Störungen bei Familienmitgliedern von Bedeutung sind, auf empirischer Grundlage zu erfassen (Mattejat, 1985).

Neben der immanenten Kontextorientierung sind zwei weitere Charakteristika der Klinischen Familienpsychologie die Entwicklungsorientierung sowie die interdisziplinäre Ausrichtung. Denn Entwicklungsverläufe vollziehen sich in Beziehungskontexten. Die Entwicklungsdynamik geht dabei vom betreffenden Individuum selbst aus. Zudem wird sie von den jeweiligen sozialen Kontexten geprägt, welche Entwicklungsprozesse anregen und hemmen können. Und schließlich ist der Beziehungskontext in der Regel selbst Entwicklungsprozessen unterworfen, wie es etwa die Familienentwicklungstheorie, die verschiedene Phasen im familiären Lebenszyklus beschreibt (Schneewind, 1999), verdeutlicht. Insofern sind Aktivitäten im Rahmen der Klinischen Familienpsychologie – beginnend mit der Diagnostik bis hin zur Wahl von geeigneten Interventionsmaßnahmen – stets im vorliegenden Entwicklungshorizont zu betrachten. Dieser kann jeweils auf der individuellen (von der vorgeburtlichen über die Säuglings- und vorschulische Phase, das Schulalter, die Adoleszenz bis ins junge Erwachsenenalter etc.) sowie parallel auf der familiären Ebene (Entwicklung vom Paar zur Elternschaft bis hin zur Empty-Nest-Phase) verankert werden.

Nicht zuletzt handelt es sich bei der Klinischen Familienpsychologie notwendigerweise um ein interdisziplinäres Feld, in welchem verschiedene Professionen in verschiedenen Handlungskontexten und institutionellen Zusammenhängen im Sinne eines Kindes/Jugendlichen und seiner Familie tätig werden (können), wie Abbildung 1 veranschaulichen soll.

Triadische Kooperationen

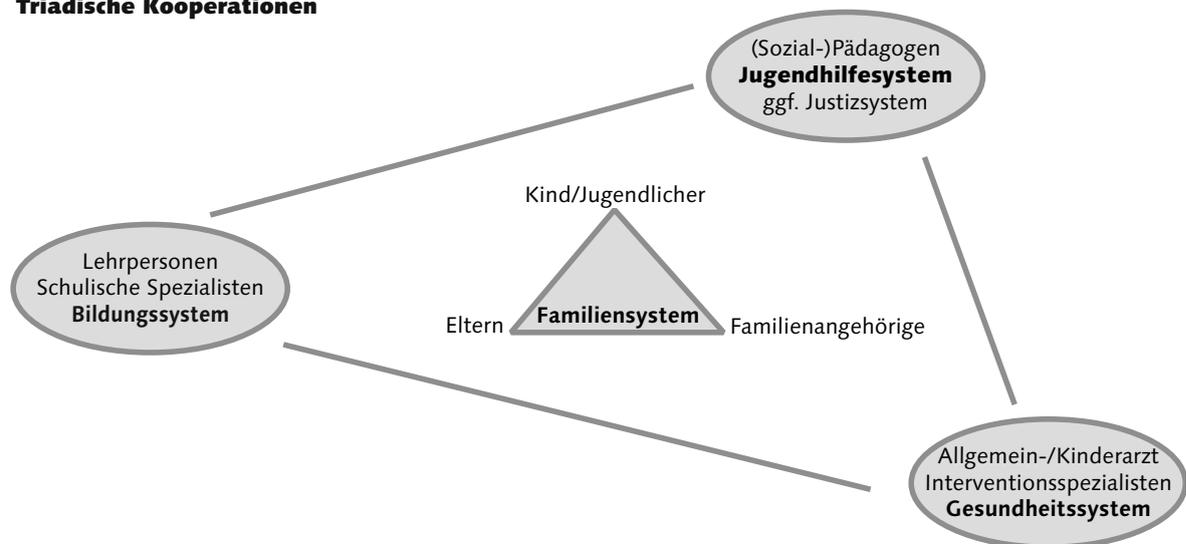


Abb. 1: Triadische Kooperationen

Für ein hilfreiches und gelingendes Vorgehen ist hierbei keineswegs nur die Qualifikation der Beteiligten, sondern darüber hinaus auch die Qualität der Kooperationsbeziehungen oder -kultur ausschlaggebend; nicht selten mangelt es diesbezüglich bei vorhandenen Versorgungsangeboten und -strukturen. Folglich kommt klinischen Psychologen und Psychotherapeuten – über ihren originären fachlichen Beitrag als Interventionsspezialisten im Gesundheitssystem hinaus – oft die Rolle eines „Networkers“ oder „Case-Managers“ zur Koordination (bisweilen im „Dickicht“) der beteiligten (Helfer-)Systeme zu. Dies kann gerade in Fällen von Gewalt, Vernachlässigung und somit Gefährdungen des Kindeswohls, wie sie im Folgenden exemplarisch beschrieben werden, essenziell sein.

3.2.2 Familienbezogene Diagnostik

In welcher Weise relevante Bezugspersonen bereits im diagnostischen Prozess systematisch einbezogen werden können, bleibt hinsichtlich einer praktischen Umsetzung oft unklar. Während in fast allen individuellen Merkmalsbereichen mittlerweile bewährte Instrumente zur Verfügung stehen, mangelt es hingegen noch an geeigneten klinisch relevanten familiendiagnostischen Untersuchungsverfahren. Dabei werden die Fachprofessionen in den internationalen Klassifikationssystemen (wie ICD und ICF) explizit dazu angehalten, im Rahmen der multidimensionalen Diagnostik auch relevante Informationen, die den Beziehungskontext eines Individuums betreffen (vgl. Achse V im ICD-10) zu dokumentieren. Wie dies, etwa im Hinblick auf die dort zu beurteilenden Kontextfaktoren „Feindliche Ablehnung oder Sündenbockzuweisung gegenüber dem Kind“, diagnostisch gefasst werden kann und soll, bleibt jedoch weitgehend der einzelnen Fachperson anheimgestellt. Solche Einschätzungsprozesse sind jedoch nicht allein für eine umfassende und angemessene diagnostische Beurteilung von Belang, sondern ebenso für eine adäquate Behandlungsplanung und deren Schwerpunktsetzungen. Geht man zudem davon aus, dass die Qualität und Erfolgsaussichten von Interventionen in einer Relation zu einer differenzierten (Eingangs- und Begleit-)Diagnostik stehen, kann diese Situation fachlich (noch) keineswegs befriedigen (Näheres s. Käßler, 2008).

3.2.3 Fallvignette

Ein approbierter Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut, der neben seiner Tätigkeit in eigener Praxis zugleich auch als Familientherapeut im Auftrag des Jugendamts tätig ist, wird vom dort zuständigen Sachbearbeiter mit einer Krisenintervention beauftragt. Es handelt sich hierbei um einen elfjährigen Jungen in der Vorpubertät, der als in Deutschland geborenes Einzelkind mit seiner alleinerziehenden Mutter mit Migrationshintergrund in einer Kleinstadt zusammenlebt. Die Trennung vom leiblichen Vater des Kindes, zu dem seit längerem kein Kontakt mehr besteht, erfolgte, als der Junge noch keine zwei Jahre alt war; seither ist die Mutter als Schichtarbeiterin voll berufstätig. Anlass zur Intervention des Jugendamts ist, dass der Junge zunehmend „außer Rand und Band“ gerät, was sich sowohl im schulischen wie im familiären Kontext in einem ständigen Überschreiten von Grenzen bis hin zu gewalthaltigen Eskalationen zeigt. Im schulischen Kontext betrifft dies den Unterricht mit stetem Nichteinhalten von Regeln sowie Situationen in Pausen und auf dem Nachhauseweg, wo sich der Betreffende verbal und körperlich aggressiv gegenüber insbesondere jüngeren Mitschülern verhält, die Angst vor ihm haben, weswegen sich deren Eltern bereits mehrfach beschwert haben. Aufgrund der Gesamtsituation wird von Lehrerseite ein Schulverweis angedroht. Zu Hause weiß sich die Mutter aufgrund des durchgängig oppositionellen Verhaltens ihres Sohnes sowie des zunehmenden Umgebungsdrucks bisweilen auch nicht anders zu helfen, als den Jungen körperlich anzugehen und Misshandlungstendenzen zu entwickeln (z.B. ihn als Strafe, lediglich mit der Unterhose bekleidet, aus der Wohnung auszusperrn oder halbe Tage in der Wohnung allein einzusperrn). Der seit einigen Monaten hinzugekommene neue Partner der Mutter äußert dem Therapeuten gegenüber die Besorgnis, dass in solch spannungsgeladenen Situationen zwischen Mutter und Sohn auch mal „etwas Schlimmes – einer landet auf dem Friedhof, der andere im Gefängnis“ passieren könnte. In der Anamnese wird deutlich, dass der Junge über weite Strecken seiner Entwicklung – insbesondere bei bestimmten Schichtzeiten seiner Mutter – viel Zeit allein verbrachte, sich zum Teil selbst versorgen, selbstständig zu Bett gehen, aufstehen und in die Schule gehen musste. Es zeigt sich dabei, dass die Situationen auf dem Heimweg von der Schule auch mit einer Vermeidung, nicht nach Hause gehen zu wollen, wo ihn niemand erwartet, zusammenhängen. Es kann somit von einer gewissen Vernachlässigung und beginnenden Verwahrlosung ausgegangen werden, die der Junge selbst mit Aussagen, es würde sich eh niemand für ihn interessieren, zum Ausdruck bringt. Neben den Familien- sowie Einzelsitzungen mit Mutter (zu

Erziehungskompetenzen) und Sohn (zu Problemlöse- und sozialen Kompetenzen) wird vom Therapeuten ein Hilfeplan-Gespräch mit Beteiligung aller relevanten Personen aus Schule (Lehrer, Schulsozialarbeit, Rektorat) und Jugendhilfe (Leiter Jugendamt) anberaumt. Es wird hierbei in bewusst ruhig-sachlicher Art weder anklagend noch abwertend auf Möglichkeiten der Krisenbewältigung Bezug genommen. Diese können von verschiedenen Maßnahmen – über eine andere Beschulung bis hin zu einer vorübergehenden Unterbringung in einer Pflegefamilie oder Jugendhilfeeinrichtung – reichen (mit Besichtigung einer Jugendwohngruppe zur Konkretisierung des Vorstellungshorizonts). Im Rahmen dieser gemeinsam mit dem Jungen und seiner Mutter sowie den beteiligten (Helfer-)Systemen abgestimmten Aktivitäten besinnt sich die Kleinfamilie in der Folge wieder verstärkt auf die zuvor nicht mehr spürbaren positiven Aspekte ihrer Beziehung, und Mutter und Sohn werden sich bewusst, dass sie ihren Lebensalltag keinesfalls getrennt verbringen wollen. Seither ist unter weiterer therapeutischer Begleitung – auch aufsuchend vor Ort – eine sukzessive Verbesserung der familiären Situation eingetreten, und im schulischen Bereich wurden eine Ganztagesbeschulung sowie eine Tagesmutter für die bei entsprechendem Schichtdienst noch verbleibenden unbetreuten Zeiten eingerichtet.

3.2.4 Familienbezogene Interventionen

In der klinischen Arbeit bei psychischen Auffälligkeiten und Verhaltensstörungen von Kindern und Jugendlichen ist der Einbezug von Familienangehörigen bzw. primären Bezugspersonen eine „*Conditio sine qua non*«, wie oben bereits konzeptuell ausgeführt und auch am Fallbeispiel evident wurde. Insbesondere im Rahmen einer therapeutischen Grundhaltung, nach der verschiedene Sichtweisen (wertschätzend) zugelassen und ausgetauscht werden können, ergibt sich die Chance zur Entwicklung einer gemeinsamen Verständnisbasis als erster Anstoß zur Lösung von Problemen, die nicht mehr ohne professionelle Hilfe zu bewältigen sind. Mit dem Initiieren permanenter Perspektivenwechsel, d.h. dem gezielten Induzieren von Multiperspektivität, wird oft bereits dessen Dekonstruktion eingeleitet, indem auf diese Weise die interaktive Vernetzung und Beteiligung am betreffenden Problemgeschehen deutlich wird.

Darüber hinaus wurden in der Fallvignette (in der gebotenen Kürze) die wesentlichen Elemente evidenzbasierter familienbezogener Interventionen sichtbar.

3.2.4.1 Psychoedukation

Die auf die betroffenen sowie die unmittelbaren Bezugspersonen gerichteten Maßnahmen sollten als wichtiges Basiselement psychoedukative Anteile enthalten. Dies betrifft Informationen und Aufklärung über den aktuellen Stand des empirisch gestützten klinischen Störungs- und Veränderungswissens, im dargestellten Fall etwa einer im weiteren Entwicklungsverlauf ohne geeignete Maßnahmen möglichen Ausweitung des gezeigten oppositionellen und aggressiven Verhaltens zu einer manifesten Störung des Sozialverhaltens bis hin zu delinquenten Tendenzen, wie es in der Literatur beschrieben ist (Loeber, 2001). Aber auch die Vermittlung entwicklungspsychologischen Grundlagenwissens zu Bedürfnissen und altersadäquaten Bewältigungskompetenzen von Kindern und Jugendlichen gehören hierzu, im vorliegenden Beispiel etwa im Hinblick auf die (hohen) Erwartungen hinsichtlich der Kompetenz zur Selbststrukturierung des Alltags, die für den Jungen in seinem Alter (noch) eine Überforderung bedeuten.

3.2.4.2 Eltern- bzw. Erziehungstraining

Zur Vermittlung von Erziehungskompetenzen und -strategien, wie sie in unserem gesellschaftlichen Kontext (etwa schulisch) nicht systematisch verankert sind, gibt es mittlerweile eine Reihe von sehr gut evaluierten und bewährten Präventions- und Interventionsprogrammen. Hierzu gehört etwa das „Positive Parenting Programme“ (Triple P, Sanders, 1999) sowie das Programm „Incredible Years Training“ (Webster-Stratton, 1998). Mittels solcher Programme können die oft verunsicherten oder überforderten Eltern – der häufigste Hintergrund für elterliche Gewalt- und Misshandlungen – in ihrer Erziehungsaufgabe gestützt und gestärkt werden („Reparenting“), indem ihnen pädagogische Grundlagen sowie praktische Handlungskompetenzen vermittelt werden, im vorliegenden Fall etwa im Hinblick darauf, wie Teufelskreise/Eskalationen zu vermeiden sind, inadäquates Verhalten wirksam reduziert sowie sozial angemessenes Verhalten gefördert werden kann.

3.2.4.3 Multisystemische Therapie

Gerade bei Familien, in denen es zu gewalthaltigen Konflikteskalationen kommt, haben sich aufsuchende familientherapeutisch-systemische Vorgehensweisen vergleichsweise erfolgreich bewährt. Die Multisystemische Therapie (MST, Henggeler & Borduin, 1990) ist dadurch gekennzeichnet, dass sie im konkreten Lebensumfeld des (gewaltbetroffenen) Kindes/Jugendlichen und seiner Familie ansetzt und über das Familiensystem hinaus möglichst alle weiteren relevanten Netzwerke einbezieht. Damit nicht nur innerhalb des engeren Bezugssystems Familie, sondern auch im erweiterten sozialen Netz im Hinblick auf förderliche Problemlösungen und die Aktivierung von Ressourcen in koordinierter Weise „an einem Strang“ gezogen werden kann, ist der gezielte Einbezug auch außerfamiliärer Systeme sinnvoll bzw. unverzichtbar (vgl. Abbildung 1). Dabei kann es im personalen Bereich um die Stabilisierung und manchmal erst Etablierung eines sozialen Netzes (wie etwa im beschriebenen Fallbeispiel durch die zusätzliche Erweiterung von Kontaktmöglichkeiten über einen Sportverein) gehen. In institutioneller Hinsicht ist die Schule, wenn nicht ohnehin ein Hauptproblembereich, in der Regel zumindest tangiert. Entsprechend empfiehlt sich eine regelmäßige Kontaktpflege mit den betreffenden Lehrpersonen, einerseits um deren Eindrücke berücksichtigen zu können, andererseits aber gegebenenfalls auch um (ko-)therapeutische Absprachen (etwa im Hinblick auf die zeitgleiche Koordinierung von Verhaltensänderungen auch im Schulbereich) vereinbaren zu können.

In nicht wenigen Fällen ist auch das Jugendamt entweder bereits beteiligt oder muss in die zukünftigen Planungen – u.a. auch wegen der Wächterfunktion der Jugendhilfe im Hinblick auf die Wahrung des Kindeswohls sowie ggf. einer entsprechenden Bewilligung von (Erziehungshilfe-)Maßnahmen nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz – einbezogen werden. So kann es im Sinne einer gelingenden Netzwerkarbeit erforderlich sein, alle beteiligten Personen und Institutionen zur Koordinierung der Interventionsziele und -maßnahmen zu regelmäßigen (sogenannten Hilfeplan-)Gesprächen zusammenzuführen.

Letztlich wäre zu hoffen, dass von einer fortentwickelten Klinischen Familienpsychologie wichtige Impulse zu einem verbesserten Verständnis des Wechselspiels von Person-Kontext-Beziehungen und einem darauf aufbauenden gezielteren Angebot von präventiven und familienpsychologisch fundierten Behandlungsmaßnahmen sowie zu deren Evaluierung (Käppler, 2005) ausgehen können.

Literatur

- Henggeler, S. W. & Borduin, C. M. (1990).** Family therapy and beyond: A multisystemic approach to teaching the behavior problems of children and adolescents. Pacific Grove: Brooks/Cole.
- Jensen, P. S. & Hoagwood K. (1997).** The book of names. *Development and Psychopathology*, 9, 231-249.
- Käppler, C. (2005).** Familienbeziehungen bei hyperaktiven Kindern im Behandlungsverlauf. Themenheft: Familienbezogene Diagnostik und Intervention (Hrsg. F. Mattejat & W. Ihle). *Kindheit und Entwicklung*, 14 (1), 21-29.
- Käppler, C. (2008).** Familiendiagnostik. In: B. Röhrle, F. Caspar & P. Schlottke (Hrsg.), *Lehrbuch der klinisch-psychologischen Diagnostik* (S. 224-250). Stuttgart: Kohlhammer.
- Loeber, R. & Farrington, D. P. (Eds.) (2001).** *Child delinquents: development, intervention, and service needs*. Thousands Oaks: Sage.
- Mattejat, F. & Remschmidt, H. (1997).** Die Bedeutung der Familienbeziehungen für die Bewältigung von psychischen Störungen – Ergebnisse aus empirischen Untersuchungen zur Therapieprognose bei psychisch gestörten Kindern und Jugendlichen. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 46, 371-392.
- Mattejat, F. (1985).** *Familie und psychische Störungen*. Stuttgart: Enke.
- Sanders, M. R. (1999).** The Triple P-Positive Parenting Program: Towards an empirically validated multi-level parenting and family support strategy for the prevention and treatment of child behaviour and emotional problems. *Child and Family Psychology Review*, 2, 71-90.
- Schneewind, K. A. (1999).** *Familienpsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Webster-Stratton, C. (1998).** Preventing conduct problems in Head Start children: Strengthening parenting competences. *Journal of Consulting & Clinical Psychology*, 66, 5, 715-730.

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Christoph de Oliveira Käppler
Dipl.-Psych., Psychologischer Psychotherapeut
Pädagogische Hochschule (PH) Ludwigsburg
Fakultät für Sonderpädagogik Reutlingen
in Verbindung mit der Universität Tübingen
Pestalozzi-Str. 53
72762 Reutlingen
Kaeppler@ph-ludwigsburg.de

ARIST VON SCHLIPPE

3.3 FAMILIENBERATUNG UND -THERAPIE: INNOVATIVE KONZEPTE FÜR NACHHALTIGE VERÄNDERUNGEN

Zusammenfassung

Der Text bietet einen knappen Überblick über die theoretischen Wurzeln der modernen Familientherapie. Diese liegen in der sozialwissenschaftlich ausgerichteten Theorie sozialer Systeme einerseits, in der eher naturwissenschaftlichen Theorie dynamischer komplexer Systeme andererseits und schließlich der narrativen Theorie. Beispielhaft wird jeweils ein Begriff (bzw. ein Begriffsfeld) vorgestellt: „Erwartungs-Erwartungen“ liegen den kommunikativen Handlungen der Einzelnen in der Familie zugrunde. Mit dem Konzept der „Selbstorganisation“ werden die kommunikativen Muster verstanden, die sich als „Attraktoren“ im Laufe der Zeit herausbilden und deren Veränderung zentrales Anliegen der Therapie ist. Schließlich wird die Bedeutung von Geschichten hervorgehoben, um die Praxis des „Erzählens“ in Familien zu betonen. Als Beispiel für ein therapeutisches Vorgehen, das die drei genannten theoretischen Strömungen in sich vereint, wird das Spiel mit „Reflektierenden Positionen“ im Rahmen einer Paartherapie kurz skizziert.

Keywords

family therapy, reflecting positions, theoretical foundation of family therapy

3.3.1 Familientherapie und systemisches Denken

Im Jahre 2008 wurde als Ergebnis einer langjährigen Auseinandersetzung um ihre empirischen Wirksamkeitsnachweise die systemische Psychotherapie/Familientherapie vom Wissenschaftlichen Beirat nach dem Psychotherapeutengesetz wissenschaftlich anerkannt. Dieser Prozess hatte sich über mehr als zehn Jahre hingezogen (v. Sydow et al., 2007). Damit wurde eine Tradition der Beschreibung und Behandlung von psychischen Störungen und Beeinträchtigungen gewürdigt, deren Wurzeln sich in den späten 40er- und 50er-Jahren des letzten Jahrhunderts finden. Die „Familientherapie“ war damals als „völlig neuer“ Ansatz der Betrachtung psychischer Phänomene erfahren und beschrieben worden. Aus den anfänglich noch vereinzelt und experimentellen Ansätzen kristallisierte sich ab der Mitte der 80er-Jahre die „systemische Therapie“ heraus. Sie berief sich anfangs auf die klinische Theorie der Familiensysteme (z.B. Hoffman, 2002) und fokussierte auf die wechselseitige Bedingtheit der Verhaltensweisen der Familienmitglieder – der Begriff „zirkuläre Kausalität“ wurde hier zentral. Es ging darum, zu verstehen, wie emotionale und Verhaltensprobleme in den Kontext der Familienbeziehungen „passen“, und die wechselseitige und zirkuläre Natur dieser Beziehungen zu unterstreichen.

Heute orientiert sich die systemische Therapie eher an drei übergeordneten Theoriesträngen, die über die „Familie“ hinaus allgemeine Systemdynamiken beschreiben:

a) Die sozialwissenschaftliche Theorie der sozialen Systeme (Luhmann, 1984) setzt an dem Gefüge aus Erwartungen und Erwartungs-Erwartungen an, das die Mitglieder eines sozialen Systems aus-

gebildet haben. Der Begriff „doppelte Kontingenz“ ist hier bedeutsam: Menschen wissen nicht, was in dem anderen vor sich geht. Eine freundliche Geste etwa könnte auch ganz anders gemeint sein (sie ist „kontingent“). Sie sind sich aber dessen bewusst und wissen auch, dass ihr Gegenüber weiß, dass sie es wissen (daher „doppelt“). Dies ist der Hintergrund dafür, dass Menschen überhaupt kommunizieren müssen und kommunikative Spiele spielen. Sie beobachten einander sehr genau, sie versuchen, die kommunikativen Signale der anderen zu entschlüsseln, und sie stellen Hypothesen darüber auf, was er oder sie wohl „wirklich“ denkt/fühlt usw. Was eine Person denkt, was ein anderer von ihr erwartet, wie der andere sie sieht und zu ihr steht, beeinflusst ihr Empfinden und ihr Verhalten. Eine ganze Reihe systemischer Methoden und Techniken zielt genau auf diese Ebene der Erwartungs-Erwartungen, etwa das „zirkuläre Fragen“: Indem eine Person nicht direkt gefragt wird (etwa: „Warum weinen Sie?“), sondern stattdessen das kommunikative Moment ihres Handelns erfragt wird („Was glauben Sie, was in Ihrem Sohn vorgeht, wenn er Ihre Frau weinen sieht?“), bekommen die Familienmitglieder eine komplexe Rückmeldung über ihre Erwartungs-Erwartungen. Ähnliches gilt für die sogenannte Skulpturarbeit, bei der ein Familienmitglied aufgefordert wird, die Familienbeziehungen im Raum symbolisch darzustellen (ausführlich zu den Methoden der systemischen Therapie von Schlippe & Schweitzer, 1996). Auf diese Weise wird die Familie (das System) dazu gebracht, ihr eigener „Beobachter“ zu werden, eine „Selbstreferenzschleife“ wird eingeführt, durch die Rückkoppelung kann sie ihren eigenen Zustand überprüfen und verändern.

b) Die eher naturwissenschaftlich ausgerichtete Theorie komplexer dynamischer Systeme (Strunk & Schiepek, 2006, s.a. Kriz, 2004) stellt den Begriff der „Selbstorganisation“ in den Vordergrund: Systemdynamiken entstehen selbstorganisiert in der oszillierenden Kommunikation zwischen den Mitgliedern über lange Zeiträume hinweg. Es entwickeln sich über die Zeit Muster, die „entstehen, weil sie entstehen“ (Emergenz) und die darüber, dass sie „immer wieder gleich“ ablaufen (die sogenannte Iteration), auf einen stabilen Zustand zulaufen, einen „Attraktor“. Die beobachtbaren Verhaltensweisen in der Familie sind also nicht Folge einer besonderen „Ursache“; ein Muster hat sich entwickelt, weil es sich entwickelt hat. Folglich geht es darum, die Muster auf eine Weise zu irritieren, dass sie in eine Lage „kritischer Fluktuationen“ kommen, mit der Chance auf Veränderung (etwa durch das Stellen ungewöhnlicher Fragen). In dieser Phase ist ein System extrem sensibel für kleinste Veränderungsimpulse („Schmetterlingseffekt“): Kleine Impulse können große Wirkungen zeigen, während in einem stabilen Zustand auch starke Impulse das Muster nicht erschüttern. Damit wird ein herkömmliches Verständnis von Kausalität kritisch gesehen – sei es für das Zustandekommen von Störungen oder für deren Veränderung.

c) Eher „quer“ zu den beiden Richtungen, weil zwar mit den konstruktivistischen Vorannahmen der systemischen Therapie verbunden, aber nicht direkt „systemisch“, ist die narrative Theorie zu nennen. Sie konzentriert sich auf das „Gewebe aus Bedeutungen“, in das Menschen hineinsozialisiert werden (Gergen, 2002). In sozialen Systemen entstehen „Muster“ ja nicht abstrakt, „Attraktoren“ sind keine bunten Fraktale auf dem Bildschirm (daher spricht Kriz 2004 auch von „Sinnattraktoren“), sondern sie haben die Form von miteinander verbundenen Geschichten. In sozialen Systemen haben wir es mit der „Allgegenwart der Erzählungen“ zu tun (Bruner, 1997), mit einem Strom kontinuierlicher, sich selbst organisierender Bedeutungserzeugung. Eine Person ist von ihrer sozialen Welt nicht unabhängig konzipierbar, sondern nur aus der Welt der Bedeutungen heraus verstehbar, in die sie wie alle Menschen unweigerlich eingebunden ist (Bruner, 1997, S. 59). Ein Individuum, genau wie eine Familie, entsteht in der Praxis des Erzählens. Über die spezifische Kanonisierung einer Erzählung („meine Geschichte“) entsteht Identität (Schneewind, 2004). Therapeutische Veränderung bedeutet damit immer auch eine Veränderung der Selbsterzählung. Entsprechend wird die Erfahrungswelt einer Familie als gemeinsame Konstruktion beschrieben, die

erzählten Geschichten sind auf ein gemeinsames „familienspezifisches internes Erfahrungsmodell“ Schneewind (1999) bezogen.

Wenn es, wie im Titel angesprochen, um nachhaltige Veränderung geht, so wird davon ausgegangen, dass die Einbettung der therapeutischen Maßnahmen in den sozialen Kontext des „identifizierten Patienten“ die Nachhaltigkeit erreichter Veränderungen gewährleistet. So waren z.B. in der Studie von Leff et al. (2002) die Effekte systemischer Paartherapie bei schwer depressiv Erkrankten im ersten Jahr mit denen einer medikamentösen Therapie vergleichbar, im zweiten Jahr jedoch waren sie deutlich stabiler als die der Pharmakotherapie. Zugleich ist Veränderung im Lichte systemischer Theorie nichts, was zielgenau und manualgerecht erreicht werden könnte. Die Zukunft in chaotisch fluktuierenden Systemen ermöglicht keine Gewissheit, keine Voraussagen. Prozesse nicht linearer Systeme können nicht zielorientiert gesteuert werden, ja eine Intervention kann zum Zeitpunkt A „effektiv“ sein, zum Zeitpunkt B nicht oder gar kontraproduktiv. Daher steht in dieser Form der Beratung und Therapie die „Prozesssteuerung“ im Vordergrund: Professionalität besteht darin, einen tragenden Rahmen bereitzustellen, in dem zum einen kritische Fluktuationen und Selbstbeobachtung möglich werden, zum anderen die Wahrscheinlichkeit konstruktiver Systemprozesse steigt. Dies erfordert das Zusammenspiel von stabilisierenden und destabilisierenden Interventionen: Ein tragfähiger Rahmen bietet eine „sichere Basis“, auf der die gewohnten Beschreibungen herausgefordert und irritiert werden, sodass ein Spannungsbogen von Aufregung, Interesse und Neugier auf etwas Neues entsteht (von Schlippe, 2001). Es geht nicht darum, die Ursachen für eine Störung oder gar „Krankheit“ einer Person zu beheben, sondern vielmehr darum, Randbedingungen bereitzustellen, unter denen die Wahrscheinlichkeit für die Entwicklung neuer, anderer und vor allem konstruktiverer Kommunikations- und Verhaltensmuster steigt.

3.3.2 Intervention

Stellvertretend für die vielen spezifischen Interventionen, die hier nicht erneut ausgiebig vorgestellt werden können (s. von Schlippe & Schweitzer, 1996), soll hier besonders die Arbeit mit dem „Reflektierenden Team“ (RT) bzw. „Reflektierenden Positionen“ (RP) erwähnt werden. Hier wird der besondere „Rahmen“ explizit im therapeutischen Raum umgesetzt: Das therapeutische Gespräch wird von einem Team (zwei bis drei Personen) beobachtet, das in ein bis drei Reflexionsphasen ein „Gespräch über das Gespräch“ führt und dabei wertschätzend und eher fragend-suchend, „konjunktivisch“ spricht. Damit wird es der Familie möglich, potenziell veränderungsrelevante Impulse leichter an sich heranzulassen, ohne sich gegen zu starke Interpretationen oder Handlungsaufforderungen wehren zu müssen. Da eine solche Beobachtergruppe nur in Ausnahmefällen verfügbar ist, kann es sinnvoll sein, die Form zu modifizieren und mit „Reflektierenden Positionen“ zu spielen. Dabei werden die Betroffenen eingeladen, sich selbst zu beobachten und das Gespräch aus einer neuen Perspektive zu kommentieren. Die Intention ist in beiden Vorgehensweisen gleich: das ratsuchende System in eine Position der Selbstreferenz zu bringen und so den Blick für neue Optionen zu eröffnen (von Schlippe, 2009; vgl. auch Hansen, 2007, S. 98 f.). Im Vorgehen sind die Unterschiede zu beachten: Im RT sitzen „unbeteiligte Profis“, die sich für eine Resonanz zur Verfügung stellen. Bei RP hat man es mit Betroffenen zu tun, die in das Geschehen affektiv involviert sind und die daher nicht so leicht in einer Beobachtungsposition zu halten sind. Hier braucht es eine stärkere Prozesssteuerung durch die Therapeutin bzw. den Therapeuten. Die Einladung in RP sollte daher Aspekte sowohl von Angstreduzierung als auch von Herausforderung enthalten.

Beispiel aus einer Paartherapie: „Wir haben jetzt eine ganze Zeit gesprochen, ich würde Ihnen gern etwas vorschlagen. Es ist eine einfache Form, die uns vielleicht helfen kann, die Dinge anders zu

sehen. Haben Sie Lust, sich darauf einzulassen? Ich würde mich gern mit Ihnen zusammen jetzt in den ‚Adlerhorst‘ (neue Stelle im Raum) setzen und sozusagen ‚von oben‘ auf unser Gespräch schauen. Das erfordert allerdings, dass wir gemeinsam darauf achten, nicht das Konfliktgespräch weiterzuführen, sondern wirklich in der Adlerperspektive zu bleiben, also über das Gespräch zu sprechen. Ich bin noch nicht ganz sicher, ob Ihnen das gelingen wird – wenn nicht, war es mein Fehler, und wir reden einfach weiter wie bisher.“

Anschließend werden die Stühle gewechselt: Nun sitzt man im „Adlerhorst“, in diesem gelten andere Regeln, d.h., es wird eher nachdenklich-kontemplativ gesprochen. Die Personen im „Adlerhorst“ sollten dabei auch über sich selbst in der dritten Person sprechen (auch der Therapeut beobachtet sich ja aus der Position „von außen“), sodass jeder Hypothesen über sich selbst und das eigene Verhalten anstellen kann.

Schluss

Es sollte ein Eindruck in „innovative Konzepte“ gegeben werden. Angesichts der Tatsache, dass die Anfänge der Familientherapie bereits mehr als fünfzig Jahre zurückliegen, mag dieser Anspruch überzogen sein. Doch zum einen hat sich die Situation der systemischen Familientherapie seit der wissenschaftlichen Anerkennung 2008 deutlich verändert, zum anderen zeigen theoriegeleitete und zugleich aus der Praxis genährte Weiterentwicklungen wie das RT, dass aus der Familientherapie heraus kontinuierlich mit neuen Impulsen zu rechnen ist. Ansätze wie das systemische Elterncoaching nach Omer & von Schlippe (2002, 2004, 2009), die multisystemische Familientherapie nach Henggeler & Borduin (1999; s.a. Borduin, 2009) oder die Multifamilientherapie nach Asen & Scholz (2009; s.a. Asen, 2009) hier ausführlich vorzustellen, ist aus Platzgründen nicht möglich. Die Bandbreite innovativer Konzepte zeigt deutlich, dass das Feld der Familientherapie in kontinuierlicher Bewegung ist.

Literatur

- Asen, E. (2009).** Multifamilientherapie. Familiendynamik 34 (3) (im Druck).
- Borduin, C. M. (2009).** Multisystemische Therapie bei antisozialem Verhalten Jugendlicher. Familiendynamik 34 (3) (im Druck).
- Bruner, J. (1997).** Sinn, Kultur und Ich-Identität. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Frantz, T. G. (1991).** Family Stories as mechanisms of evolutionary guidance. Systems Research 9 (2), 77-87.
- Gergen, K. (2002).** Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hansen, H. (2007).** A bis Z der Interventionen in der Paar- und Familientherapie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Henggeler, S. W. & Borduin, C. M. (1990).** Family therapy and beyond: A multisystemic approach to treating the behavior problems of children and adolescents. Pacific Grove, CA: Brooks/Cole.
- Hoffman, L. (2002).** Grundlagen der Familientherapie. Hamburg: Iskopress.
- Kriz, J. (2004).** Personenzentrierte Systemtheorie. Grundfragen und Kernaspekte. In A. von Schlippe & W. C. Kriz (Hrsg.), Personenzentrierung und Systemtheorie. Perspektiven für psychotherapeutisches Handeln (S. 13-67). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Leff, J., Vearnals, S., Brewin, C., Wolff, G., Alexander, B., Asen, E., Dayson, D., Jones, E., Clisholm & D., Everitt, B. (2002).** Die Londoner Depressions-Interventionsstudie. Familiendynamik 27 (1), 105-121.
- Luhmann, N. (1984).** Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Omer, H. & von Schlippe, A. (2002).** Autorität ohne Gewalt. Coaching für Eltern von Kindern mit Verhaltensproblemen. „Elterliche Präsenz“ als systemisches Konzept. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Omer, H. & von Schlippe, A. (2004).** Autorität durch Beziehung. Gewaltloser Widerstand in Beratung und Therapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Omer, H. & von Schlippe, A. (2009).** Stärke statt Macht. „Neue Autorität“ als Rahmen für Re-Attachment. Familiendynamik 34 (3) (im Druck).
- Schneewind, K. A. (1999).** Familienpsychologie 2. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneewind, K. A. (2004).** Sechs Thesen zum Verhältnis von Sozialisationstheorie und Persönlichkeitsentwicklung oder (frei nach Heinrich von Kleist) „Über die allmähliche Verfertigung der Persönlichkeit beim Leben“. In D. Geulen & H. Veith (Hrsg.), Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven (S. 117-130). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- von Schlippe, A. (2001).** Therapeutische Zugänge zu familiären Wirklichkeiten. Ein Beitrag zu einer klinischen Familienpsychologie. In S. Walper & R. Pekrun (Hrsg.), Familie und Entwicklung. Perspektiven der Familienpsychologie (S. 345-363). Göttingen: Hogrefe.
- von Schlippe, A. (2006).** Systemische Praxis zwischen Familienberatung, Familientherapie und Elterncoaching. In P. Bauer & E. J. Brunner (Hrsg.), Eltern – eine vergessene pädagogische Provinz? (S. 237-256). Freiburg: Lambertus.
- von Schlippe, A. (2009).** Der Blick aus dem Adlerhorst. Reflektierende Positionen in der Teamentwicklung. In H. Neumann-Wirsig (Hrsg.), Supervisions-Tools (S. 181-187). Bonn: Manager-Seminare-Verlag.
- von Schlippe, A. & Schweitzer, J. (1996).** Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schweitzer, J. & Schlippe, A. v. (2006).** Lehrbuch der systemischen Therapie II: Das störungsspezifische Wissen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Strunk, G. & Schiepek, G. (2006).** Systemische Psychologie. München: Elsevier.

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. phil. Arist von Schlippe
Wittener Institut für Familienunternehmen
Private Universität Witten/Herdecke
58448 Witten
schlippe@uni-wh.de

MARTIN SCHMIDT, CORNELIA ULRICH

3.4 PAARE IM KONTEXT VON FORSCHUNG UND THERAPIE: EIN SYSTEMISCHES PAARTHERAPIEMODELL

Zusammenfassung

Paarbeziehungen repräsentieren die Basis des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Im Zeitalter von hohen und weiterhin steigenden Trennungs- und Scheidungsraten sind Paarforschung, Prävention und Therapie von hoher gesellschaftlicher Relevanz.

Auf der Basis von Paarforschung, die wichtige Risikofaktoren für die Entwicklung von Paarproblemen aufzeigt, wurden Präventionsprogramme entwickelt, die nachhaltig die intra- und interpersonalen Kompetenzen der Partner fördern und dadurch die Wahrscheinlichkeit von Trennung und Scheidung reduzieren. Chronische Paarprobleme und damit in Zusammenhang stehende individuelle Probleme der Partner können wirksam durch Paartherapien behandelt werden. Am Beispiel eines systemischen Paartherapiemodells wird das therapeutische Vorgehen im Prozess dargestellt. Dabei wird sowohl auf die Struktur der Sitzungen, auf therapeutische Haltungen und Techniken als auch auf erste Ergebnisse zur Analyse des therapeutischen Verlaufes eingegangen.

Schlagworte

Paarbeziehungen, Prävention, Paarforschung, systemische Paartherapie

3.4.1 Einleitung

Partner sind die Architekten des Familiensystems (Satir, 1982). Von gesellschaftlichen Veränderungen beeinflusst, wandeln sich sowohl die Bedeutung des menschlichen Zusammenlebens als auch dessen Strukturen. Das statistische Bundesamt belegt in seinem Sozialbericht (2008), dass in der Bevölkerung der Bundesrepublik unter den gewählten Lebensformen das traditionelle Zusammenleben als Ehepaar dominiert. Alternative Lebensformen wie Alleinerziehende und Lebensgemeinschaften nehmen zu. Die Zahl der Alleinstehenden ist in den letzten Jahren deutlich angestiegen. Im Jahre 2006 lebten in Deutschland 18,7 Millionen Paare, davon wurden offiziell 191.000 Paare geschieden. Die Hälfte der geschiedenen Ehepaare hatte Kinder unter 18 Jahren. Nach den derzeitigen Verhältnissen ist damit zu rechnen, dass mehr als jede dritte Ehe im Laufe der Zeit wieder geschieden wird. Insgesamt erlebten 149.000 Kinder die Scheidung ihrer Eltern.

Während früher ökonomische Gründe beim Eingehen von Partnerschaften von größerer Bedeutung waren, steht in der Moderne das „Ideal der romantischen Liebe“ (Bierhoff & Grau, 1999) im Vordergrund. Aus familienpsychologischer Sicht können Paare als intime Beziehungssysteme definiert und mit den Dimensionen der Abgrenzung, Privatheit, Dauerhaftigkeit und der körperlichen, geistigen und emotionalen Nähe beschrieben werden (Schneewind, 1999). Eine lebenslange glückliche und funktionierende Paarbeziehung gehört zu den am höchsten bewerteten Lebenszielen. Eine glückliche Paarbeziehung ist auch ein bedeutsamer protektiver Katalysator für die Gesundheit der Partner, ihrer Kinder und deren zukünftiger Nachfahren (Kaiser, 2007). Werden Probleme in Paarbeziehungen nicht konstruktiv gelöst, so kann das nachhaltige negative psychische und physische Auswirkungen haben.

3.4.2 Paar- und Partnerprobleme

Konflikte sind eine universale und normale Erscheinung des sozialen Lebens. Wie jeder andere gesellschaftliche Bereich ist auch die Paarbeziehung ein Ort von Interessenkonflikten und sozialen Spannungen. Empirische Vergleichsstudien zeigen zwei bedeutsame Risikofaktoren für belastete Beziehungen: hohe Neurotizismuswerte eines der beiden Partner und Kompetenzdefizite im Bereich effektiver Kommunikation, der Konfliktregelungs-, Problemlösungsfertigkeiten und der Stressbewältigung. Die Scheidungsforschung zeigt, dass Trennungen und Scheidungen mit erheblichen medizinischen, psychischen und physischen Kosten verbunden sind. Nicht nur bei den Partnern selbst, sondern auch bei ihren Kindern können starke negative psychische und körperliche Wirkungen nachgewiesen werden (Snyder, Heyman & Haynes, 2006). Chronische Partnerschaftskonflikte stehen in engem Zusammenhang mit psychischen Erkrankungen der Partner, wie Angst und Depression. Chronische Paarkonflikte führen bei Kindern nicht nur zu Verhaltensstörungen, sondern sie haben auch generationenübergreifende Folgen in Form der sozialen Transmission des Scheidungsrisikos (Kaiser, 2007). Auch aus volkswirtschaftlicher Sicht ist es dringend geboten, diesen gesamtgesellschaftlichen Folgen möglichst frühzeitig entgegenzuwirken bzw. sie adäquat zu behandeln.

3.4.3 Prävention und Therapie

Prävention und Therapie sind professionelle Formen der Intervention. Sie zielen darauf ab, das Potenzial der Partner und des Paares zu erweitern, sodass diese Problemlagen und Krisen unterschiedlicher Schweregrade und in unterschiedlichen Lebensphasen und Lebensbereichen bewältigen können. Paarorientierte Präventionsprogramme versuchen, dem Forschungsstand entsprechend, personale und interpersonale Kompetenzen präventiv zu stärken, um zukünftige Belastungen besser meistern zu können. Zentrale Komponenten dieser psychoedukativen Ansätze sind die Vermittlung und Einübung von Kommunikationsfertigkeiten, die Förderung von Problem- und Konfliktlösungskompetenzen sowie das Erlernen von Fertigkeiten zur Stressbewältigung. Der Ansatzpunkt ist bei den meisten Paartrainings paar-, kompetenz- und gruppenorientiert. Im deutschen Sprachraum haben sich insbesondere das partnerschaftliche Lernprogramm (EPL) von Thurmaier und das Freiburger Stresspräventionstraining für Paare (FSPT) von Bodenmann (vgl. Heinrichs, Bodenmann & Hahlweg, 2008) als erfolgreich erwiesen. Kontrollierte Langzeitstudien zeigen, dass zum Beispiel Paare, die das EPL durchlaufen haben, sich auch in einer Katamnese nach fünf Jahren signifikant konstruktiver auseinandersetzen und wesentlich weniger häufig geschieden werden als Kontrollpaare.

Mit Paartherapien werden behandlungsbedürftige Störungen und Probleme von Paaren und Symptome von Partnern im jeweiligen Problemkontext behandelt. Die Vorgehensweisen von Paartherapien orientieren sich im Wesentlichen an verhaltenstherapeutischen, psychoanalytischen oder systemtheoretischen Modellvorstellungen (Wirsching & Scheib, 2002).

Ergebnisse von Metaanalysen zeigen, dass Paartherapien sich nicht nur als sehr wirksam zur Behandlung von Paarproblemen erweisen. Sie sind auch als primärer oder sekundärer Ansatz zur Behandlung individueller emotionaler, behavioraler oder körperlicher gesundheitlicher Probleme (Snyder, Castellani, & Whisman, 2006) nachweislich geeignet. Der berichtete Haupteffekt von .84 für alle Formen von Paartherapie besagt, dass sich die behandelten Personen im Vergleich mit der nicht behandelten Kontrollgruppe bezogen auf die Messkriterien nach Abschluss der Therapie zu 80% verbesserten. Eine differenzielle Effektivität theoretisch unterschiedlich begründeter Therapieverfahren konnte nicht festgestellt werden.

3.4.4 Ein Modell systemischer Paartherapie

Ein Manko bestehender Paartherapiemodelle besteht nach Gollan und Jacobson (2002) darin, dass Therapien sich zwar unmittelbar nach Therapieende als wirksam erweisen, dann jedoch nach einiger Zeit die zu Therapiebeginn problematisierten automatischen negativen Interaktionsmuster zwischen den Partnern wieder auftauchen. Der Transfer in den Alltag gelingt nicht, und viele Therapiekonzepte sind nicht intensiv genug, sodass infolge zu geringer Anregungen Veränderungen ausbleiben. Hinzu kommt, dass die Interventionen zu standardisiert sind, um auf spezifische Probleme von Paaren eingehen zu können.

Das Modell systemischer Paartherapie von Schmidt (2000; 2009; Ulrich, 2008) setzt an der Beseitigung dieser Defizite an. Trotz eines insgesamt systematischen Vorgehens rückt es die individuellen Fragestellungen des Paares ins Zentrum der therapeutischen Interventionen. Um den Transfer in den Alltag zu gewährleisten, wird der Veränderungsprozess des Paares in jeder Therapiesitzung genauestens exploriert. Zusätzlich werden für jedes Paar individuelle (Haus-)Aufgaben konstruiert („Beobachten Sie, was zwischen Ihnen gut läuft“). Die Frequenz der Sitzungen wird an den individuellen Bedürfnissen der Paare ausgerichtet. Auch das Setting kann je nach Fragestellung variiert werden (Einzelstunden, mehrgenerationale Sitzungen), um den therapeutischen Prozess zu intensivieren.

3.4.4.1 Basisannahmen

In der Paartherapie besteht das therapeutische System zunächst aus den Individuen Partner A, Partner B und dem Therapeuten. Im Sinne der Systemtheorie von Luhmann (2008) handelt es sich dabei um drei personale Systeme. Kommunizieren diese personalen Systeme miteinander, entstehen drei dyadische Systeme, die als soziale Systeme bezeichnet werden (Therapeut/Partner A, Therapeut/Partner B, Partner A/Partner B). Sowohl die personalen Systeme als auch die sozialen Systeme stehen im therapeutischen Prozess miteinander in Wechselwirkung und generieren ein triadisches therapeutisches Gesamtsystem. Kommunikationen in diesem Gesamtsystem haben sowohl direkte Effekte als auch indirekte Effekte. Ein Gespräch bzw. die therapeutische Beziehung zwischen Therapeut und Partner A hat sowohl direkte Wirkungen auf Partner A als auch indirekte Wirkungen auf den zuhörenden Partner B. Das therapeutische System ist eingebettet in den Lebenskontext des Paares. Dieser umfasst verschiedenste Sinnsysteme wie die Kultur, aus der die Partner stammen, die Gesellschaft und das mehrgenerationale Familiensystem, in dem die Partner leben. Diese Sinnsysteme beeinflussen die Therapie und umgekehrt. Das therapeutische Gesamtsystem entwickelt sich in der Zeit und schließt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Paares ein. Im Sinne der Autopoiesis stellen diese Systeme ihre Zustände selbst her, steuern sie und erhalten sie selbst aufrecht. Aufgrund dieser Eigendynamik können sie von außen zwar perturbiert (gestört), nicht jedoch determiniert werden. Für den Therapeuten bedeutet dies, dass er den Entwicklungsprozess der Klienten nicht direkt beeinflussen kann. Er kann den Klienten lediglich durch seine Fragen einen möglichst hohen Anregungskontext bieten.

Im Sinne des sozialen Konstruktivismus konstruieren Klienten ihre Wirklichkeit in Sprache. „Alles, was gesagt wird, wird von einem Beobachter zu einem Beobachter gesagt“ (Esposito, 2005). Die gelernten persönlichen Erzähltraditionen beider Partner steuern, wie das Paar seine Beziehung wahrnimmt, seine Paar-Identität konstruiert und wie es die Möglichkeiten, die das Leben bereithält, für sich nutzt. Aufgabe des Therapeuten ist es, diese Erzähltraditionen in Frage zu stellen und die Entwicklung alternativer Geschichten zu fördern. Diese alternativen Wirklichkeitssichten sind zwar nicht „wahrer“ als die der Klienten, können sich jedoch für die Klienten als viabler herausstellen.

Dem Handeln systemischer Therapeuten liegt die Trias „Hypothetisieren – Zirkularität – Neutralität“ zugrunde (Cecchin, 1987). Hypothesen sind vorläufige Aussagen über das Klientensystem, die in Frageform oder Aussageform in das System eingeführt werden. Die darin eingeschlossenen Informationen können neue Unterscheidungen im System anregen. Unter Zirkularität wird die Fähigkeit der Therapeuten verstanden, sich in ihrer Befragung vom Feedback der zu befragenden Klienten leiten zu lassen. Mit zirkulären Fragen werden Wirklichkeitskonstruktionen hinterfragt, und die Konstruktion neuer Möglichkeiten wird angeregt. Die therapeutische Haltung der Neutralität umfasst die Vermeidung einseitiger Bündnisse sowie eine nicht wertende Haltung gegenüber Lebensentwürfen und Weltansichten. Außerdem wird dem Wandel gegenüber Stabilität kein Vorrang gegeben. Sie bedeutet auch, das eigene methodische Vorgehen kritisch zu reflektieren und Distanz gegenüber dem gewählten Vorgehen zu wahren (Retzer, 2004).

3.4.4.2 Ablauf und Methoden

Das Therapiemodell beinhaltet eine Initialphase (Sitzungen 1 und 2) und eine Therapiephase (Sitzungen 3 bis max. 10). Die erste Sitzung besteht aus drei Teilen: dem Kennenlernen des Paares, das aus einer Reihe strukturierter Fragen besteht, dem Klären des Anliegens des Paares und der Fokussierung auf die Ressourcen des Paares. Der Therapeut fragt zunächst nach dem Beruf und den Hobbys der beiden Partner, er fragt, wie viel gemeinsame Zeit sie miteinander verbringen und wie viel Raum sie für die Gestaltung ihrer Paarbeziehung haben. Durch die Frage: „Was raten Ihnen denn Ihre Freunde?“, wird deutlich, wie das Problem des Paares nach außen hin wahrgenommen und unter Umständen auch beeinflusst wird. Mittels einer Episodenanalyse wird anschließend nach dem genauen Ablauf eines typischen Streits des Paares gefragt, der erste Hinweise auf die unterschiedlichen Emotionsregulationsstrategien der Partner gibt. Mit Hilfe von Skalierungsfragen werden die Zufriedenheit und die Liebe der beiden Partner ermittelt („Wie hoch würden Sie Ihre Zufriedenheit auf einer Skala von 0 bis 10 einschätzen?“). Der Therapeut bekommt dadurch einen Eindruck, wie hoch der Leidensdruck der Partner ist und wie hoch die Motivation ist, etwas zu verändern.

Insgesamt dient diese detaillierte Befragung in der Initialphase dazu, neue Informationen in das Paarsystem einzuführen, um gleich zu Beginn einen hohen Anregungskontext zu schaffen. Indem der Therapeut dann das Anliegen klärt, hört er zum ersten Mal, auf welche Art die beiden Partner „das Problem“ konstruieren. Oft fehlt den Klienten zu diesem Zeitpunkt eine klare Problemdefinition. Aufgabe des Therapeuten ist es, das Problem so zu präzisieren, dass die Erklärungen des Therapeuten einerseits an Bekanntes anknüpfen, andererseits jedoch neue Aspekte erschließen, die in den Klienten die Hoffnung erzeugen, dass Veränderungen möglich sind. Abschließend fokussiert der Therapeut auf die Ressourcen des Paares („Was gefällt Ihnen gut an Ihrem Partner?“ „Was soll in Ihrer Paarbeziehung so bleiben, wie es ist?“).

In der zweiten Sitzung befragt der Therapeut die beiden Partner zu ihren Herkunftsfamilien, ihrer Beziehungsgeschichte und ihren Zukunftsvisionen. Er behält dabei das Anliegen des Paares stets im Hinterkopf und exploriert, wie die jeweiligen Erfahrungen in den Herkunftsfamilien zur aktuellen Problemkonstruktion beitragen. Diese Sitzung hat unter anderem die Funktion, dass sich scheinbar „negative Verhaltensweisen“ der Partner oft als individuelle Strategien herausstellen, die in der Kindheit überlebenswichtig waren. Diese Sichtweise führt zu einer „Enthärtung“ des Umgangs der Partner miteinander. Die Paarebene wird entlastet und die Ebene des Selbst gestärkt. Ein weiterer wichtiger Bestandteil der zweiten Sitzung ist die Erfragung der Zukunftsvisionen der Partner. Hierbei sind diese aufgefordert, ihre Zukunftsvisionen („Wo wollen Sie miteinander hin?“) möglichst de-

tailliert zu beschreiben (Bild, Metapher). Das Formulieren einer gemeinsamen Zukunftsvision ist Voraussetzung für einen erfolgreichen Therapieverlauf. Ist für den Therapeuten die Richtung für die gemeinsame Arbeit unklar, sollte er dies thematisieren.

Während die Initialphase sehr stark durch den Therapeuten strukturiert ist, um gleich zu Beginn einen sicheren Rahmen zu schaffen, ist in der Therapiephase die Initiative der Partner gefordert. Zu Beginn jeder Sitzung erfragt der Therapeut die bisherigen Veränderungen. Er kann dabei die Ich-, die Du- und die Wir-Ebene miteinander in Verbindung bringen. „Haben Sie seit der letzten Sitzung etwas verändert?“ „Denken Sie, Ihre Partnerin hat es bemerkt?“ „Hat Ihre Partnerin etwas verändert?“ „Was hat sich dadurch an Ihrer Beziehung zueinander verändert?“ Durch diese Fragen wird die Fähigkeit der Klienten zur Selbstbeobachtung erhöht, und es werden Unterschiede zum Bisherigen deutlich gemacht. Nach der Exploration der Veränderungen wird jeder der Partner gefragt, an welchem Thema er in der heutigen Sitzung arbeiten möchte. Diese Fragestellungen bringt der Therapeut mit dem generellen Anliegen des Paares aus der ersten Sitzung und mit den Zukunftsvisionen des Paares aus der zweiten Sitzung in Verbindung und kann dadurch zwischen Spezifischem und Generellem oszillieren. Bei der Bearbeitung werden neben den zirkulären Fragetechniken und weiteren spezifischen Techniken (Hausaufgaben, Experimente) auch metaphorisch-symbolische Techniken eingesetzt. Problemsysteme können mit Hilfe von Skulpturen figürlich und räumlich dargestellt werden. Mit Hilfe dieser Darstellung können zum einen Hypothesen über die Merkmale von Beziehungen, wie emotionale Nähe und Distanz, Hierarchie, Verbundenheit oder Offenheit, gebildet werden. Zum anderen können durch das Modifizieren und Experimentieren mit neuen Möglichkeiten der Beziehungsgestaltung Veränderungen auf einer metaphorisch-symbolischen Ebene angeregt werden. In Bilanzsitzungen wird geklärt, inwieweit die vorgestellten Probleme aus Klienten- und Therapeutesicht bearbeitet sind und eine weitere Bearbeitung im Moment sinnvoll scheint.

3.4.5 Ausblick

Die Ergebnissforschung zeigt, dass Paartherapien wirksam sind. Wie sie wirken, ist weitgehend unbekannt. In der Prozessforschung wurden die Dynamik von Veränderungsprozessen von Paaren in der Zeit wie auch das komplexe, nicht lineare Zusammenspiel von Therapeut und Klient bis auf wenige Ausnahmen (Haaken & Schiepek, 2005) kaum untersucht. In Anlehnung an diese Arbeiten zeigen systematische mikroanalytische Einzelfallstudien, die den Prozess erfolgreicher Paartherapien nach dem oben vorgestellten Modell untersuchen, dass sich wechselseitig bedingend Funktion und Wirkung systemischer Fragen und die therapeutische Allianz im Verlauf der Paartherapie bedeutsam verändern (Fornaro, 2009; Loh, 2009). So fördern zum Beispiel in der Initialphase Informationsfragen die Sicherheit der Klienten im therapeutischen System. In der Therapiephase werden kritische Fluktuationen im Paarsystem besonders durch Möglichkeits- und Erlebensfragen angeregt. Die therapeutische Haltung in der therapeutischen Allianz zeichnet sich dabei durch hohes Engagement und das Erzeugen von Sicherheit aus. In der Stabilisierungsphase wird die neu gefundene Ordnung im Paarsystem durch Beziehungsfragen, die den Austausch der Partner anregen, bedeutsam gefestigt. Informationsfragen helfen, die konkrete Umsetzung der neuen Ordnung in den interpersonalen Kontext des Paares zu transportieren.

Angeregt durch erste Ergebnisse, die bedeutsame Veränderungen der Einstellung der Partner über ihre wechselseitige Veränderbarkeit im Prä-Post-Vergleich zeigen, rücken nun Kliententheorien über Veränderbarkeit ins Zentrum der Prozessforschung (Ulrich, 2009).

Literatur

- Bierhoff, H. W. & Grau, I. (1999).** Romantische Beziehungen. Bern: Huber.
- Cecchin, G. (1987).** Hypothesizing, circularity and neutrality revisited. *Family Process*, 26, 405-413.
- Esposito, E. (2005).** Die Beobachtung der Kybernetik. In D. Baecker (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Systemtheorie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gollan, J. K. & Jacobson, N. S. (2002).** Developments in couple theory research. In: H. A. Liddle, D. A. Santisteban, R. F. Levant & J. H. Bray (Eds.), *Family Psychology: Science-based Interventions*. Washington: APA.
- Fornaro, P. (2009).** Funktion und Wirkung von therapeutischen Fragen im Prozess systemischer Paartherapie. Diplomarbeit am Department für Psychologie der LMU München.
- Haaken, H. & Schiepek, G. (2005).** Synergetik in der Psychologie. Göttingen: Hogrefe.
- Heinrichs, N., Bodenmann, G. & Hahlweg, K. (2008).** Prävention bei Paaren und Familien. Göttingen: Hogrefe.
- Kaiser, P. (2007).** Mehrgenerationenfamilie und neuropsychische Schemata. Göttingen: Hogrefe.
- Loh, F. (2009).** Therapeutische Allianz im Prozess der systemischen Paartherapie. Diplomarbeit am Department für Psychologie der LMU München.
- Luhmann, N. (2008).** Soziale Systeme: Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Retzer, A. (2003).** Systemische Paartherapie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Satir, V. (1982).** Selbstwert und Kommunikation (5. Aufl.). Pfeifer, München.
- Schmidt, M. (2000).** Systemische Paartherapie. In S.K.D.Sulz (Hrsg.), *Paartherapien. Von unglücklichen Verstrickungen zu befreiten Beziehungen* (S. 219-251). CIP-Medien, München.
- Schmidt, M. (2009).** Systemische Paartherapie. Göttingen: Hogrefe (in Vorbereitung).
- Schneewind, K. A. (1999).** Familienpsychologie. Berlin: Kohlhammer.
- Snyder, D. K., Heyman, R. E. & Haynes, S. N. (2005).** Evidence-based approaches to couple distress. *Psychological Assessment*, 17, 3, 288-307.
- Snyder, D. G., Castellani, A. M. & Whisman, M. A. (2006).** Current status and future directions in couple therapy. *Annual review of psychology*, 57, 317-344.
- Statistisches Bundesamt. (2008).** Datenreport 2008. Der Sozialbericht für Deutschland. <http://www.destatis.de>.
- Ulrich, C. (2008).** Entwicklungen: Ein Lehrfilm über systemische Paartherapie. Diplomarbeit am Department für Psychologie der LMU München.
- Ulrich, C. (2009).** Implizite Theorien und Veränderungsprozesse in der systemischen Paartherapie. Forschungsvorhaben, gefördert durch die Studienstiftung des deutschen Volkes.
- Wirsching, M. & Scheib, P. (2002).** Paar- und Familientherapie. Berlin: Springer

Korrespondenzadressen

Dr. Martin Schmidt

Dipl.-Psych., Psychologischer Psychotherapeut,
LMU München
Department für Psychologie
Familienpsychologie
Forschungs- und Praxisstelle für Paar- und
Familientherapie
Leopoldstr. 13
80802 München
mschmidt@psy.uni-muenchen.de

Dipl.-Psych. Cornelia Ulrich,

LMU München
Department für Psychologie
Familienpsychologie
Forschungs- und Praxisstelle für Paar- und
Familientherapie
Leopoldstr. 13
80802 München
cornelia.ulrich@psy.lmu.de

4 EMPFEHLUNGEN DES BDP

4.1 EMPFEHLUNGEN ZUR FÖRDERUNG DER ELTERN-KIND-BEZIEHUNG

4.1.1 Einer komplexen gesellschaftlichen Entwicklung mit neuen Anforderungen gerecht werden – Elterntrainings fördern

Die Herausforderungen für Eltern in modernen Industriegesellschaften sind gewachsen. Einerseits stehen aufgrund stärkerer Vereinzelung und der geringerer werdenden Zahl von Mehrgenerationen-Haushalten weniger soziale Ressourcen zur Verfügung. Andererseits sind mit den gesellschaftlichen Anforderungen an das Bildungsergebnis und dessen verstärkter Koppelung an Gesundheits- und Teilhabechancen auch die Ansprüche an Eltern durch ihre soziale Umwelt und die Ansprüche der Eltern an sich selbst und ihre Kinder gestiegen.

Die Aufgabe, sein Kind erfolgreich zu erziehen und ein zufriedenstellendes Familienmodell zu schaffen, erzeugt zunehmend Gefühle von Überforderung.

Effektive und nachhaltig wirkende Programme zur Stärkung von Elternkompetenz sollten daher ausgebaut werden. Die zentralen Wirkfaktoren solcher Programme – frühzeitiges Angebot, gut ausgebildete Trainer, Einsatz von Elterngruppen und der Einbezug der Kinder – müssen dabei Berücksichtigung finden. Zur Sicherstellung der Qualität solcher Programme ist auf die Evaluation der Wirkung, ihre Nachhaltigkeit und auf die Berücksichtigung des tatsächlich existierenden Bedarfs zu achten. Es gilt, mit der Entwicklung präventiver Angebote insbesondere bildungsferne und sozioökonomisch marginalisierte Schichten zu erreichen.

Die Finanzierung von prä- und postnatalen Angeboten zur Stärkung der Elternkompetenzen in Familien mit geringem Haushaltseinkommen sollte mindestens beim ersten Kind vom Staat übernommen werden. Zur Förderung der Inanspruchnahme ist die Vernetzung und Unterstützung der Akteure wichtig: Institutionen der sozialen Sicherung (Bürgeramt, Familien- und Jugendhilfe usw.), Hebammenpraxen, Geburtshäuser und -stationen, Psychologen- und Arztpraxen. Auch die Medien sind aufgefordert, solche Angebote für Eltern verstärkt bekannt zu machen und das Interesse daran durch anschauliche Darstellung zu wecken.

4.1.2 Gezielte Unterstützung gleichgeschlechtlicher Elternpaare

Zur Reduktion von Belastungen und Entwicklungsrisiken von Kindern aus einer vorhergehenden Beziehung sollten präventive und therapeutische Angebote für gleichgeschlechtliche Elternpaare, zugeschnitten auf deren spezielle Situation, niedrigschwellig angeboten werden.

4.1.3 Belastungen durch die Verbindung von Familie und Beruf senken

Eine wesentliche Voraussetzung für die Funktionsfähigkeit vieler heutiger Familien besteht in der Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf. Die diesbezügliche programmatische Unterstützung von

Eltern stellt eine wichtige Aufgabe für die Politik dar. Dabei bedarf es zielgruppenspezifischer Angebote, die auf die soziale Lage und den möglichen Migrationshintergrund von Eltern eingehen. Eine finanzielle Förderung von prä- und postnatalen Trainings und Coachings ist in den genannten Zielgruppen beim ersten Kind eine zielführende Maßnahme zur Förderung von Elternkompetenzen. Neben den gesetzgeberischen, initiierenden und koordinierenden Aufgaben, die von der staatlichen Ebene erfüllt werden sollten, sind auch die Unternehmen als Gestalter der Rahmenbedingungen im Berufsleben gefordert. Zur Unterstützung von Familien sind moderne Arbeitsstrukturen erforderlich. Neben der Bereitstellung von Betreuungseinrichtungen für Kinder während der Arbeitszeit gehört dazu auch eine größere Bereitschaft zur arbeitnehmerorientierten Flexibilität in Bezug auf Arbeitszeitgestaltung und Fehlzeiten. Fort- und Weiterbildungen für Führungskräfte im Themenbereich „familienfreundliche Maßnahmen“ wären ein erster Schritt, um dieses Ziel zu erreichen.

4.2 SPEZIFISCHE EMPFEHLUNGEN FÜR PAARE

4.2.1 Paarkompetenz stärken

Paare müssen in ihrer Fähigkeit gestärkt werden, Konflikte auszutragen und ihre Beziehung zueinander immer wieder zu erneuern und lebendig zu halten.

Ein positives Paarklima und Feinfühligkeit in der Erziehung, verbunden mit dem Erleben von Selbstwirksamkeit, erhöht die Bindungssicherheit der Kinder und damit die Potenziale für ein gesundes und chancenreiches Aufwachsen.

Paare mit Kindern sollten verstärkt über die Entwicklungsphasen und -Verläufe aufgeklärt werden und Methoden kennenlernen, durch die die Entwicklung des Kindes gefördert werden kann. Diese Angebote sind niedrigschwellig anzusetzen.

Mit der Stärkung von Paarkompetenzen kann ein Beitrag zur Senkung von Scheidungsraten geleistet werden.

Ein Faktor, der besondere fachliche Aufmerksamkeit verdient, besteht in der Reduktion von chronischen Geschwisterkonflikten. Verfestigen sich solche Konflikte, können Erwachsene unter ähnlichen sozialen Konstellationen unsichere oder destruktive Verhaltens- und Erlebensmuster wie zur Zeit des Aufwachsens zeigen. Maßnahmen zur Reduktion von Geschwisterkonflikten gilt es zu entwickeln.

4.2.2 Selbstcoaching für Elternteile

Einen weiteren Ansatzpunkt stellt die Persönlichkeitsentwicklung der Elternteile dar, unabhängig davon, ob sie alleinstehend sind oder zusammenleben. Mit dem Instrument des angeleiteten Selbstcoachings und anderer einfach zugänglicher und leicht anwendbarer Mittel können Kompetenzen weiter entwickelt werden.

4.2.3 Frauen stärken

Frauen tragen die Hauptlast in Erziehung und Haushaltsführung und sind dadurch von folgenden Nachteilen bedroht bzw. betroffen, die psychisch bewältigt werden müssen: hohe Arbeitslosigkeit, prekäre Beschäftigung, ungleiche Verteilung von Familien- und Pflegearbeit, anhaltende Lohndiskriminierung und Altersarmut. Öffentliche und private Beratungseinrichtungen sind verstärkt mit psychologischen Fachkräften zur Unterstützung dieser Betroffenen auszustatten. Sozialarbeit ersetzt keine psychologischen Hilfen.

4.2.4 Das Bildungssystem durchlässiger machen

Ein durchlässiges und förderndes Bildungssystem stellt ein wirkungsvolles Mittel zur Förderung von Integration sowie gegen Gewalt und Altersarmut insbesondere von Frauen dar. Ein Staat, der viel in Bildung investiert, fördert Bildungschancen und verhindert effektiv Altersarmut von Frauen und Familien und damit auch psychische und körperliche Folgekosten.

4.3 EMPFEHLUNGEN ZUM UNTERSTÜTZENDEN MITEINANDER DER GENERATIONEN

4.3.1 Mehrgenerationenperspektive stärken

Das Miteinander von zwei oder mehr Generationen stellt den strukturellen Rahmen menschlicher und gesellschaftlicher Entwicklung dar. Die Aufgabe der einzelnen Familienangehörigen, zufriedenstellende und funktionierende familiäre Beziehungen herzustellen und soziale Unterstützung zu gewährleisten, wandelt sich kontinuierlich – nicht nur im historischen Kontext, sondern auch innerhalb der eigenen Lebensspanne.

In einer Mehrgenerationenbetrachtung verknüpfen sich die Themen „Kindererziehung“, „Gesundhaltung im Alter“ und „Pflege am Ende der Lebensspanne“. Die Mehrgenerationenperspektive ermöglicht insofern nicht nur gezielte Förderung vorhandener familiärer Strukturen, sondern auch deren Substitution zum Beispiel durch „Wahlgroßeltern“ in Mehrgenerationenhäusern.

Die Forschung zur Identifikation ressourcenstärkender Maßnahmen und Allokation diesbezüglicher Strukturen in einem Miteinander der Generationen sollte ausgebaut werden.

Im Bereich der Intervention, Prävention und Therapie für Familien sollte die Mehrgenerationen-Perspektive eine deutliche Berücksichtigung finden. Zur Sensibilisierung zukünftiger Berufspraktiker in der Arbeit mit Familien sind diesbezügliche psychologische Fort- und Ausbildungsinhalte von sozialen Berufen – durch psychologische Lehrkräfte vermittelt – stärker einzuplanen.

4.4 EMPFEHLUNGEN AN VERSORGUNGLANDSCHAFT UND BERUFE

4.4.1 Qualifikation bei professionellen Helfern stärken

Migranten unterscheiden sich vielfach in ihrer Auseinandersetzung mit der Kultur im Aufnahme-land und in ihrem ethnischen und religiösen Hintergrund, aber auch innerhalb ihrer kulturellen Bezugsgruppe nach sozialer Lage und Herkunft. Angesichts der großen Anzahl von Familien mit Migrationserfahrung in Deutschland sind die Themen der interkulturellen und interreligiösen Erziehung bzw. des interreligiösen Lernens von Erziehern, Pädagogen und Psychologen in deren Ausbildung stärker zu berücksichtigen.

4.4.2 Maßnahmen der Familienförderung evaluieren

Präventionsmaßnahmen, Beratungsansätze und therapeutische Interventionen für Familien und Kinder sollten vor einer breiten Implementierung evaluiert und im Rahmen der Anwendungspraxis beforscht werden. Insbesondere sollte die Erforschung von Faktoren gelingender Integration in unterschiedlichen Migrantengruppen ausgebaut werden.

4.4.3 Sensibilität für Gewalt in der Familie stärken

Die Chancen für ein gesundes Aufwachsen von Kindern und nachfolgenden Generationen steigen mit der Reduktion von Gewalt gegen Frauen und von körperlicher Züchtigung in der Erziehung. Zusätzlich zur Durchführung evaluierter Maßnahmen zur Gewaltprävention sollte Gewalt als ein psychologisch zu erschließendes Thema in der Aus- und Weiterbildung der Gesundheits- und Erziehungsberufe vorkommen.

4.5. EMPFEHLUNGEN AN WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG FÜR FAMILIEN

4.5.1 Familienpsychologie als Disziplin fördern

Die Familienpsychologie als Disziplin, die wesentlich zur Verbesserung der Situation von Familien beitragen kann, benötigt eine institutionelle Verankerung, beispielsweise im Rahmen eines Forschungsinstitutes oder entsprechend ausgestatteter Lehrstühle. Ohne eine institutionelle Forschungsförderung einschließlich des Wissenstransfers an Berufspsychologen, soziale Berufsgruppen und Familien kann die Unterstützung und Stärkung von Familien nicht gelingen.

4.5.2 Ausbau der Forschung über Paarkompetenzen

Der Ausbau von Forschung und Prävention im Bereich von Familien und insbesondere bezogen auf die Identifikation von Entwicklungsrisiken und effektiven Ansätzen zur Stärkung von Paaren ist dringend erforderlich.

VERZEICHNIS DER AUTORINNEN UND AUTOREN

PD Dr. Fabienne Becker-Stoll

Institutsleitung
Staatsinstitut für Frühpädagogik (IFP)
Winzererstr. 9
Eckbau Nord
80797 München
T 089 99 825 – 19 00
F 089 99 825 – 19 19
fabienne.becker-stoll@ifp.bayern.de

Dipl.-Psych. Pia Bergold

Staatsinstitut für Familienforschung
an der Universität Bamberg (ifb)
Heinrichsdamm 4
96047 Bamberg
pia.bergold@ifb.uni-bamberg.de

Dr. Julia Berkic

Dipl.-Psych.
Staatsinstitut für Frühpädagogik (IFP)
Winzererstr. 9
Eckbau Nord
80797 München
T 089 998 25 – 19 51
F 089 998 25 – 19 19
julia.berkic@ifp.bayern.de

Dipl.-Soz. Andrea Dürnberger

Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg (ifb)
Heinrichsdamm 4
96047 Bamberg
andrea.duernberger@ifb.uni-bamberg.de

Dipl.-Psych. Monika Fixemer

Am Homburg 7
66123 Saarbrücken
Monika.Fixemer@t-online.de

Dr. Sigrid Hopf

Dipl.-Psych.
Begonienstr. 10
80939 München

Prof. Dr. Christoph de Oliveira Käßler

Dipl.-Psych.
Pädagogische Hochschule (PH) Ludwigsburg
Fakultät für Sonderpädagogik Reutlingen
in Verbindung mit der Universität Tübingen
Pestalozzi-Str. 53
72762 Reutlingen
Kaeppler@ph-ludwigsburg.de

Prof. Dr. P. Kaiser

Dipl.-Psych.
Arbeitsbereich Psychologie
Universität Vechta
Postfach 1553
49364 Vechta
peter.kaiser@uni-vechta.de

Dipl.-Psych. Christian Reeb

Universität München
Department Psychologie
Leopoldstr. 13
89892 München
Christian.Reeb@t-online.de

Dr. Marina Rupp

Dipl.-Soz.
Staatsinstitut für Familienforschung an der
Universität Bamberg (ifb)
Heinrichsdamm 4
96047 Bamberg
marina.rupp@ifb.uni-bamberg.de

Dipl.-Psych. Inka Saldecki-Bleck

Finkenweg 22
53859 Niederkassel-Ranzel
inka.saldecki-bleck@t-online.de

Prof. Dr. phil. Arist von Schlippe

Wittener Institut für Familienunternehmen
Private Universität Witten/Herdecke
58448 Witten
schlippe@uni-wh.de

Dr. Martin Schmidt

Dipl.-Psych.
LMU München
Department für Psychologie
Familienpsychologie
Forschungs- und Praxisstelle für
Paar- und Familientherapie
Leopoldstr. 13
80802 München
mschmidt@psy.uni-muenchen.de

Prof. Dr. Klaus A. Schneewind

Universität München
Department Psychologie
Leopoldstr. 13
80802 München
schneewind@psy.uni-muenchen.de

Dipl.-Psych. Anna Spindler

Staatsinstitut für Frühpädagogik
Winzererstr. 9
Eckbau Nord
80 797 München
T 089 998 25 - 19 47
F 089 998 25 - 191 9
anna.spindler@ifp.bayern.d

Dipl.-Psych. Cornelia Ulrich

LMU München
Department für Psychologie
Familienpsychologie
Forschungs- und Praxisstelle für Paar-
und Familientherapie
Leopoldstr. 13
80802 München
cornelia.ulrich@psy.lmu.de

PD Dr. Haci-Halil Uslucan

Vertretungsprofessur für Pädagogische Psychologie
Helmut-Schmidt-Universität Hamburg
Holstenhofweg 85
22043 Hamburg
uslucan@hsu-hh.de